

*Das Leben ist wie eine Blume – es blüht auf und vergeht,
um in einem neuen Frühling wiederum hell zu erstrahlen.*

Gottfried Kunkel

Kreuzwege

Es begann in Polen

Eine Romanbiografie



Kreuzwege – *statt eines Vorworts*

Jedem Menschen scheint das Vergangene im Nachhinein das Unabwendbare und immer das Bessere gewesen zu sein, da er sich stets mit dem Gegenwärtigen herumschlagen muss und das Künftige ihm verborgen und ungewiss bleibt. Dies ist die Geschichte keines großen Menschen, keines Prominenten, dennoch bleibt er ganz er selber und im Besonderen einzigartig, unverwechselbar und deshalb wichtig. Denn jeder Mensch, der irgendwo und irgendwie lebt, ist in jedem Fall wunderbar einmalig und jeder Aufmerksamkeit würdig.

Der Mensch ist ein Suchender. Er erlebt und empfindet Freude und Leid, Verwirrungen und Träume, verfolgt seine Ziele, doch wohl dem, der ein Mensch bleibt. Das Leben des Menschen in dieser Geschichte ist unvergleichbar, voller Widersprüche, Anpassung und Auflehnung, träumerischer Romantik; es ist das Wandern auf einem schmalen Grat, aber ohne abzustürzen. Die Zeit hat tiefe Spuren hinterlassen und unheilbare Wunden geschlagen. Nicht abzuwägen, die Schuld der Einen oder der Anderen sei größer gewesen, war das Bestreben. Was gewesen, darf nicht vergessen werden, damit wir aus dem Vergangenen die richtigen Lehren ziehen und die kommende Zeit eine gute Zeit wird.

Die Empfindungen sind vielfältig und vielschichtig. Wer die Zeit miterlebte, wird sich erinnern, wer nicht, kann sich vielleicht ein Bild machen. Es wäre nur ratsam, nicht den untauglichen Versuch zu unternehmen, das Vergangene verklären zu wollen – das war ganz sicher nicht beabsichtigt. Vielmehr gilt es aus dem Vergangenen Rückschlüsse zu ziehen, um die neue Zeit besser bewältigen zu können. Und nicht zu vergessen: Das Leben hält noch immer Überraschungen und angenehme Seiten bereit. Und es ist viel zu kurz, um in Nostalgie, Bitterkeit und trüben Aussichten zu versinken.

Der Autor

Inhaltsübersicht

1	Das Leben in Polen.....	9
2	Kriegsausbruch und Judenverfolgung.....	53
3	Flucht und Vertreibung.....	132
4	Deutsche in polnischen Lagern.....	148
5	Im Grünen Herzen Thüringen.....	162
6	Amerikaner und Russen.....	193
7	Vom schweren Anfang.....	221
8	Lehre und Beruf.....	272
9	Von der Insel Rügen in die Schorfheide.....	312
10	Erzieher im Spezialheim.....	351
11	Wieder in Thüringen.....	385
12	Lehrer und Funktionär im sozialistischen Alltag.....	422
13	DDR – Aufstieg und Fall.....	449

1 DAS LEBEN IN POLEN *vor Ausbruch des Krieges*

Es ist kein Frühling wie jeder andere zuvor. Die Menschen können sich nicht so recht freuen auf die erwachende Natur, und die Unbeschwertheit, die sonst über sie kommt, wenn die schöne Jahreszeit heranreift, ist kaum zu spüren. Jeder Frühling ist Erwachen des neuen Lebens, aber dieser Frühling lastet schwer auf diesem Land und seinen Menschen, die in ihrer langen und wechselvollen Geschichte so viel Leid erfahren mussten wie kaum ein anderes Volk zuvor.

Jeder hält sein Land, in dem er lebt und eine Heimat hat, für schön. Voll anmutiger und herber Schönheit ist dieses Land – zu einem Drittel mit ausgedehnten Wäldern bedeckt. Darin leben noch Wisente, Elche und Luchse, Wildkatzen und Braunbären, die in vielen Ländern Europas bereits ausgestorben sind. Seine Berggipfel erreichen in der Hohen Tatra die stattliche Höhe von 2490 Metern. 9300 Seen breiten sich auf einer Fläche von mehr als dreihundert Quadratkilometern aus, von denen nicht nur die Masuren den Menschen eine paradiesische Natur bieten.

Flüsse, Berge, Täler und Seen sind in seiner Weite verstreut und den Menschen vertraut, weil sie Heimat sind. Und nichts in der Welt ist einem so lieb und teuer wie die Heimat. Dort, wo man geboren und aufgewachsen, wo die Eltern, die Geschwister, die vielen Bekannten und besonders Freunde wohnen, wo einem jeder Weg und Steg vertraut ist, da ist Heimat. Und kaum einer, den nicht gerade das Fernweh packt, möchte von dort wieder weg.

Bedeutende und berühmte Persönlichkeiten entstammen dem polnischen Volk. Der geniale Gelehrte Kopernikus begründete als Erster die Umdrehungen der Himmelskörper. Marie Curie ist die Mitentdeckerin der radioaktiven Elemente Polonium und Radium, und Frederic Chopins Musik ist in der ganzen Welt bekannt und beliebt. Seit dem sechsten Jahrhundert wanderten in dieses Gebiet slawische Stämme ein und besiedelten das Land. Nach dem Jahr 1138 zerfiel Polen in viele kleine Herzogtümer. Das war die Voraussetzung für erste deutsche Ostsiedlungen.

Aus dem schwäbischen Raum, Westfalen, dem Rheinland, Pommern, Schlesien, Hessen und Sachsen kamen die ersten Siedler und ließen sich dort nieder. Zu dieser Zeit war das mehr oder weniger noch eine wilde Ansiedlung, von der Obrigkeit nicht gerufen und gesteuert. Meist gingen diese Siedler in der Polonisierung auf. Die in der Folge Eingewanderten nahmen Land unter den Pflug, gründeten Handwerksbetriebe und Manufakturen. Im Laufe des 16. Jahrhunderts entstanden Städte mit prächtigen Kirchen, Palästen und Rathäusern. Die hohe Blüte der Kultur und Wissenschaft dieser Zeit übte sogar einen starken Einfluss aus auf Westeuropa.

Dieses urwüchsige, heute tausendjährige Polen, bewohnen Menschen mit farbigen Volkstrachten, voll stolzem Nationalbewusstsein, weil sie

im Lauf der Geschichte so viel Knechtschaft ertragen mussten. Ihre Sitten und Gebräuche sind deshalb so tief mit ihrem Vaterland und der Heimat verwurzelt, und vielleicht halten sie gerade darum so hartnäckig daran fest, weil sie sich ihrer schicksalsschweren Geschichte besonders bewusst sind.

Jedes Land hat seine eigene Geschichte, seine Dichter und Denker, Gelehrte und Wissenschaftler, Erfinder, Musiker und die tausend und abertausend einfachen Menschen, wie du und ich es sind. Wenn auch jedes Land seine eigene Geschichte hat, die fast immer in die große Weltgeschichte eingebunden ist und oft von ihr bestimmt wird, so gab es wohl niemals ein Land in Europa, das Jahrhunderte lang geknechtet, bevormundet und jeglicher Freiheit beraubt war wie dieses Land im östlichen Teil des Kontinents. In weniger als 200 Jahren ist es viermal von fremden Mächten aufgeteilt worden. Nur zeitweise war es im Besitz derer, die darin lebten, in ihrem Schweiß darauf arbeiteten und dafür ihr Blut vergossen.

In vielen Ländern der Erde leben Menschen, die zu den Minderheiten gehören. Fast immer wurden sie ausgegrenzt, unterdrückt und als Andersgeartete missachtet. Schon immer mussten sie ihre Rechte schwer erkämpfen, sich in ihrer Lebensweise durchsetzen, Jahrhunderte lang ihre Nationalität bewahren. Sie bauten ihre eigenen Kirchen und Schulen, pflegten ihre Traditionen, ihre Kultur und trugen in erheblichem Maße zum Aufschwung in den fremden Ländern bei.

Mehr als eine Million Deutsche wohnte in Polen, eine größere Gruppe in der Gegend um Łódź, im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts annähernd 700.000 und in dem mittelgroßen Städtchen Tomaszów Mazowiecki, südlich von Łódź, einschließlich seiner dörflichen Umgebung etwa 13.000 an der Zahl. Wenn man sie mit knappen Worten charakterisieren wollte, müsste man verzeichnen, dass sie zäh und tätig gewesen. Ihre Geisteshaltung wird mit dem *grübelnden* und *tüftelnden* Kolonisten umschrieben, der auch das Persönlichkeitsbild vieler Polendeutscher bis in die späten Jahre kennzeichnete. Maßgebend waren fünf deutsche Stämme:

Von Norden kamen die Pommern, oft auch als *Hauländer* (Holländer) bezeichnet. Diesem Stamm steckte das Urbarmachen von Bruch und Wald seit Jahrhunderten im Blut. Die von ihnen gegründeten dörflichen Siedlungen wurden auch als Holländereien bezeichnet. Die Männer dieser Volksgruppe verstanden vortrefflich ihre Äxte zu schärfen und zu schwingen. Wo sie in den unerschöpflichen Wäldern *zuhauten*, entstanden Lichtungen mit Holzhütten, aus denen sich bald ein Dorf bildete. Sie waren wehrhaft und ausgesprochen tüchtig, ihr Zusammenhalt ungebrochen und sprichwörtlich: *Begegne einem Hauländer nie in feindlicher Absicht*, war ein geflügeltes Wort. Dort, wo man ihnen aber freundlich und aufgeschlossen gegenübertrat, waren sie ungezwungen gastfreundlich und hilfsbereit.

Eine der ältesten Holländereien wurde auf dem Boden Mittelpolens als *Ruda Bugaj* gegründet. Ein gewisser Legitationsrat des Kreises Inowłódz namens Chobrzyń, als Erb- und Grundherr von Groß-Brużyza, beurkundete diese Siedlung mit allen Vorteilen und Rechten. Er versprach sich davon einen Aufschwung wirtschaftlicher und handwerklicher Art in seiner Umgebung, was auch eintrat. Dort, wo die Hauländer einzogen, begann das Land zu blühen.

Aus näheren westlichen Gefilden kamen die Schlesier, landläufig *Hockerlinge* genannt. Wo sie sich einmal niederließen, blieben sie hocken, auch wenn das Land nicht so viel hergab. Sie waren sesshaft und manchmal etwas besserwisserisch, pflegten ihre Traditionen, die von anderen Volksgruppen oft übernommen wurden.

Manchmal waren sie ungeduldig und vorschnell, wollten das neue Siedlungsland nach schlesischer Art bebauen und bepflanzen. Schnell verbreiteten sie ihre schlesische Sprache, die mit wenigen Abweichungen und Zumischung polnischer Laute von vielen Volksgruppen übernommen wurde.

Ich erinnere mich an eine aus Schlesien stammende Familie im Dorf meines Großvaters in Zaborów, nördlich von Tomaszów. Oftmals wurde sie vom Großvater mit den Worten: *Nebenan, die Hockerlinge* bezeichnet.

Ebenfalls in preußischer Zeit kamen Schwaben und Pfälzer und nach 1830 die Hessen. Pommern und Schlesier verbreiteten sich schnell durch Gründungen von Tochttersiedlungen. Eine größere Anzahl Pommern verließ ihre angestammte Heimat in Kujawien (Kaschubien), die Schlesier das Kalische Land. Auch die kaschubische Sprache mit ihren eigentümlichen und lang gezogenen Lauten floss in die landläufige Umgangssprache der Siedler ein. Oft wurde das Kaschubische auch als latentes Spott- und Schimpfwort gebraucht. *Ihr seid doch alles Kaschuben*, hörte ich manchmal die Schlesier diese Landsleute beschimpfen. Aber es war nur selten ernst gemeint.

In der königlichen Stadt Zgierz, nördlich von Łódź, ließen sich 1819 die ersten deutschen Tuchmacher nieder. Von 1821 bis 1826 siedelten sich mehr als 200 Tuchmachermeister an. In einem amtlichen Bericht des Jahres 1825 ist zu lesen:

Zgierz, das 1815 aus einigen Dutzend armseligen Holzhäusern bestand, in denen eine Gesamtbevölkerung von 558 Köpfen wohnte, besitzt gegenwärtig einige hundert gemauerte Häuser und zehn Holzhäuser, in denen an ortsansässiger Bevölkerung 633 Seelen, an ortsfremden 2740 wohnen. Im selben Jahr werden nach Russland schon 709.187 Ellen Tuche versandt, die auch vom Zaren am Hofe verwendet wurden.

Auf dem Besitz des Grundherren Mikołai Kryzywiec Okowicz, dem Besitzer von mehr als zehn Dörfern, entsteht auf den Ländereien seines Gutes die Tuchmachersiedlung Konstantynów. Drei Bürger aus Ozorków: Wegner, Henning und Freymark schließen 1821 mit dem Gutsbe-

sitzer einen Aussetzungsvertrag. Schon nach kurzer Zeit werden in Konstantynów 60 Tuchmacherfamilien ansässig.

Die Entstehung von Zdzunska Wola geht auf das Verdienst des Grundbesitzers Zonicki zurück. Um 1818 ließ er sächsische und böhmische Weber in seine Besitzungen ein, verteilte zur Errichtung von Wohnhäusern Baugrundstücke unentgeltlich, Holz aus seinen Wäldern und Ziegel aus seiner Ziegelei. 1825 gelang es ihm beim Besuch des Zaren Alexanders I. für die in der neu erbauten Siedlung die Bestätigung der Stadtrechte zu bekommen.

In Pabianice, südwestlich in unmittelbarer Nähe von Łódź, siedelten sich die ersten Tuchmacher um 1820 an. Danach kamen nur wenige Siedler dorthin. Sie zogen es vor, sich in Łódź anzusiedeln. 1826 kamen aber auch Wollweber aus Sachsen. Sie wirkten mit vorbildlichem Fleiß unter der Führung des aus Reichenau stammenden Baumwollfabrikanten Gottlieb Krusche. Dieser Mann, ein untersetzter, rühriger und umsichtiger Unternehmer, trug entscheidend zum Aufschwung in dieser Region bei. Er wurde bald zu einem beachteten und bedeutenden Konkurrenten unter den Wollweberfabrikanten.

In Brzeziny, nördlich von Łódź, befanden sich bereits zur preußischen Zeit einzelne deutsche Tuchweber, deren Zahl schnell anwuchs, als die Besitzerin der Stadt, Fürstin Ogińska, ab dem Jahr 1816 eine Reihe von Ansiedlungen ermöglichte. 1818 befanden sich bereits 80 Tuchmachermeister in diesem Ort, die sogar eine Walkmühle in Rochna betrieben.

Alle bisher genannten Ansiedlungen befanden sich in der unmittelbaren Umgebung von Łódź und legten sich um dieses Zentrum wie ein fest gefügter Ring. Die Berichte über die Ansiedlung der Deutschen wären unvollständig, wenn man einen der bedeutendsten Orte außer Acht ließe. In dieser Reihe ist Łódź als eine der bedeutendsten und größten Fabrikstädte zu nennen, die sich unter bezeichnendem Fleiß und Engagement der Deutschen zum *Manchester des Ostens* herausbildete. Von den Anfang des 20. Jahrhunderts etwa 350.000 Deutschen in Mittelpolen lebten und arbeiteten allein 180.000 im Łódźer Industriegebiet. Sie bildeten das Fundament des deutschen Volkstums in dieser Region. Anfangs, um 1820, ein unbedeutendes Städtchen von 799 Einwohnern, zählte es bei Ausbruch des II. Weltkrieges schon 672.000 Personen.

Zu Vertretern der bedeutendsten Industriepioniere der Stadt wurden der aus Morschau stammende Carl Scheibler – über dessen Verdienste noch heute ein Museum in der Stadt Auskunft gibt – und der aus Kolmar (bei Posen) zugereiste Schönfärber Gottlieb Sänger. Weitere Avantgardisten mit großen Verdiensten waren Friedrich Wendisch und Carl Gottfried May aus Chemnitz, Ludwig Geyer aus Neugersdorf in Sachsen und Titus Kopisch aus Schmiedeberg in Schlesien. Sie alle begründeten die Bezeichnung Łódź als *Manchester des Ostens*, verstanden einen guten Arbeiterstand zu bilden, gaben vielen Menschen, auch Polen, Arbeit und

Brot, eine berufsmäßige Ausbildung, eine gute Versorgung mit Lebensmitteln, wurden hoch geachtet und auch von den Polen als treu sorgende Väter bezeichnet. Bei ihnen wurden auch mein Großvater Emil Kunkel und sein Bruder Karl als Webmeister ausgebildet, die in der Folge nach Tomaszów Mazowiecki kamen, dort eine Familie gründeten und die Textilindustrie aufbauen halfen.

Łódź war zum kulturellen und wirtschaftlichen Mittelpunkt in Mittelpolen geworden, mit großer Familienverbundenheit, einem regen sozialen und kirchlichen Leben, einem ersten staatlichen Lehrerseminar mit deutscher Unterrichtssprache, mit Bibliotheken, Lesestuben, Theater- und Sportvereinen, Krankenhäusern und Greisenheimen, Feuer- und Bürgerwehren, was sich auch auf die Umgebung vorbildlich und nacheifernd auswirkte und von verdienstvollem deutschen Pioniergeist zeugte.

In der weiteren Entwicklung verhielten sich die Łódźer aber auch etwas abgehoben und überlegen gegenüber den Deutschen in den anderen kleineren Städten und Dörfern. Was Wunder, bezeichneten sie sich zu Recht doch als viel weiter fortgeschritten. Mein Vater, Buchhalter und Abteilungsleiter im Tomaszówer Wilanów-Werk, fuhr in dieser Eigenschaft oft dienstlich nach Łódź und brachte immer etwas Neues mit, was in seinem Betrieb angewandt werden konnte.

Die deutschen Einwanderer sorgten für einen bedeutenden wirtschaftlichen Aufschwung in Polen. Sie waren nicht als so genannte Deutschherren nach Polen gekommen, sondern in friedvoller und gutnachbarlicher Absicht, und besonders weil sie gerufen worden waren und weil es ihnen in ihrer alten Heimat zu eng geworden war. Sie kamen auch nicht aus religiösen und kirchlichen Gründen, sondern aus Gründen des Daseinskampfes, den sie in dem fremden Land mit Bravour bestanden.

Vielen Menschen, besonders in westlichen Gefilden, sind die Siedlungsbestrebungen Deutscher in Polen mit ihren vielfältigen Begleitumständen wenig geläufig. Nach den gewaltsamen Vertreibungen der Nachkriegszeit wurden diese oftmals verächtlich als Polen betrachtet. Es wäre nur zu hoffen, dass die deutschen Siedler aus Polen und anderen Ländern des Ostens diesbezüglich in einem anderen Licht betrachtet würden.

Nach diesem Abstecher der Deutschbesiedlungen in der Łódźer Region, möchte ich nun wieder zu meiner Heimatstadt Tomaszów Mazowiecki und Umgebung zurückkehren. Der Beiname *Mazowiecki* ist aus dem masowischen Land zu erklären, in dem es gegründet wurde, auch um es von anderen Orten, z. B. Tomaszów Lubelski, zu unterscheiden.

Die eigentliche Deutschbesiedelung des Städtchens Tomaszów begann erst Anfang des 19. Jahrhunderts, als Handwerksbetriebe und textilindustrielle Ansiedlungen gegründet werden. Aber schon 1797 wurde im Waldgebiet des Gutes Janków eine deutsche Kolonie angelegt – eine der ältesten in dieser Gegend. Fast gleichzeitig entsteht in südlicher

Richtung Maksymów, einer der Orte, in dem anfangs mehr Deutsche als Polen wohnten.

Um 1818 ist die Gründung der Orte Wykno, Ciosny und Lipański bekannt. Von 1839 bis 1849 entwickelt sich die Budziszewicer Sprachinsel. Eine Sprache, die vom Russischen ins Polnisch/Slawische überging. Doch die deutsche Sprache wurde schon zu dieser Zeit in den deutschen Einwandererfamilien mit großem Fleiß gepflegt. Um 1800, schon vor der preußischen Kolonisierung, bestanden in der näheren Umgebung von Łódź 23 deutsche Dörfer, südlich und östlich davon, bei Petrikau, Tomaszów, Bełchatów und Brzeziny 21, insgesamt 49 Holländereien.

Auf dem Besitz des Grafen Anton Ostrowski, der deutschfreundlich eingestellt war und die sprichwörtliche Tüchtigkeit der Deutschen schätzte, entsteht die erste deutsche Handwerkersiedlung. Der Graf hatte das große Ziel, daraus eine Tuchmacherstadt entstehen zu lassen. Als Sohn des Begründers der Eisenindustrie, Tomasz Ostrowski, – im Jahre 1815 befand sich im späteren Stadtbezirk nur ein Hochofen mit mehreren Arbeiterhäuschen an einem Teich, durch den das Flüsschen Wolbórka floss – reist der Senator und Kastellan des ehemaligen Königreiches Polen, Graf Anton Ostrowski (*in manchen Quellen Antoni bzw. Antonin genannt*) 1821 persönlich nach Grünberg, Sagan, Görlitz und in andere Städte Schlesiens, um Tuchmacher, Weber und Handwerker für sein Projekt zu gewinnen. Sie siedeln sich zunächst an seinem ersten Hauptsitz in Ujazd, etwa 15 Kilometer von Tomaszów entfernt, an.

Johann Mannigel, aus Grünberg stammend, und drei weitere Tuchmacher waren die Ersten, die er gewonnen hatte. Die Schwester des J. Mannigel, Susanne Henriette, wurde die Ehefrau des bedeutenden Stofffärbers Johann Lorenz in Łódź. Ihr ältester Sohn, Gustav Lorenz (1839–1905), absolvierte seine Schulbildung in Tomaszów, die Handelsschule in Warschau, verbunden mit einer Lehre bei einem der bekanntesten Damenkonfektionäre, einem gewissen Schlenker, und entwickelte sich zu einem erfolgreichen Kaufmann und Wollweberfabrikanten.

Dessen Sohn und späterer Geschäftsnachfolger Gustav Adolf (1862–1923 in Łódź) hatte die Fabrik erweitert, seinen zwei jüngeren Brüdern (*Grabmale auf dem alten evangelischen Friedhof*) Zweigstellen geschaffen und der Schwester Mathilde sogar eine Fabrik in Seraing bei Lüttich aufgebaut. Dort berief der Leiter dieser Wollwarenfabrik, Gustav Pastor, aus Aachen stammend, seinen 19-jährigen Neffen, Karl Wilhelm Scheibler, als Lehrling, der später in Łódź zu einem der bedeutendsten Tuchmacher wurde.

Viele folgten nur zu gern dem Lockruf J. Mannigels, da sie in Schlesien zumeist ein elendes Leben führten und den Versprechungen des Grafen glaubten, die er aber nur teilweise erfüllen konnte. Heinrich Heine hat ihr Leben in dem Gedicht *Die schlesischen Weber* treffend beschrieben: *Sie weben, sie weben ihr Leichentuch, sie weben hinein den dreifachen Fluch!* Hunderte

verarmte Tuchmacher und Weber, aber auch besser gestellte aus Böhmen und Sachsen folgen dem Ruf des Förderers der Textilmanufaktur. Unter den eingewanderten Tuchmachern überwiegen die Schlesier. Sie erhalten gleiche Rechte und Bedingungen und bauen sich neue Existenzen auf. Auch wenn Tomaszów sich zu einer bedeutenden Tuchmacherstadt entwickelte, muss man doch Ozorków im Łódźer Industriegebiet als die Mutter der Tuchmacherstädte bezeichnen. Von 635 Textilbetrieben in der Umgebung zum Ende des 19. Jahrhunderts befanden sich 520 in deutschem Besitz, 100 gehörten Juden, und der Rest war im Besitz von Polen. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts entstehen in Tomaszów die Weberei der Gebrüder Knothe, die Wollwarenfabriken von Moritz Piesch, Fürstenwald, Augspach und Bartke.



Die Wollwarenfabriken von Karl Fürstenwald

In die Zeit des umfassenden textilindustriellen Aufschwungs, in das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts, fällt die Gründung eines des bedeutendsten Appretur- und Färbereibetriebes – Moritz Piesch (1848–1908). Aus der schlesischen Stadt Bielitz gekommen, entwickelte er sich zu einem der fortschrittlichsten Bürger der Stadt.

Er förderte den Bau der Erlöser Kirche, wirkte im Baukomitee als Vorsitzender, war Mitbegründer der Freiwilligen Feuerwehr und Vorsitzender des Verbandes der Appretur- und Färbereibetriebe. Sein Betrieb, weithin bekannt, pflegte umfangreiche Verbindungen nach Łódź und war mithin der größte Arbeitgeber für Deutsche und Polen in der Stadt.

Moritz Piesch starb in Breslau, wurde aber auf den evangelischen Friedhof nach Tomaszów überführt und unter großer Anteilnahme der Bevölkerung beigesetzt, wo ihm ein würdiger Grabstein gewidmet wurde.



Grabmal des Moritz Piesch mit originalgetreu errichtetem Goldrelief, das nach dem II. Weltkrieg herausgehoben worden war

Die Herstellung von Teppichen begann um die Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Eröffnung der Firma Eduard Roland. Ende des Jahrhunderts wurde dessen Schwiegersohn Aleksander Müller Eigentümer und beschäftigte Anfang des 20. Jahrhunderts ca. 400 Arbeiter. Aleksander Müller hatte als langjähriges Mitglied des Kirchenvorstandes großen Einfluss auf die evangelische Gemeinde, die er in allen Belangen tatkräftig unterstützte. Weiterer Gründer einer Teppichfabrik war der Jude B. Szeps, der um 1910 etwa 120 Arbeiter beschäftigte. Älteste und bedeutendste jüdische Spinnerei- und Appreturunternehmen waren die Firma Jakob Halpern und die von Hilary Landsberg, die schon seit 1853 und 1857 in Betrieb waren. Zahlreiche Arbeiter waren in diesen Betrieben beschäftigt, deren technisches Können sprichwörtlich war und von dem nicht nur die Stadt profitierte. Waren aus diesen Betrieben wurden im Zarenreich, Kaukasien und sogar in Sibirien bekannt. Auf bedeutenden Ausstellungen, u. a. in Paris, wurden Waren von jüdischen Fabrikanten mit Medaillen ausgezeichnet. Insgesamt ermöglichten günstige Wasserhältnisse der Pilica, Wolbórka und Czarna die Anlagen von Appretur- und Färbereibetrieben. Dementsprechend wurden auch die Abwässer in die Flüsse geleitet, die in schillernden Farben dahinflossen und erst viel weiter von uns zum Baden genutzt werden konnten. Dem Beruf und der Tätigkeit eines Färbers haftete oft Geringschätzung und Bedauern an, hatten diese Leute doch unter den ätzenden und stinkenden Chemikalien

ten Weihnachtstag, zum letzten Mal die Glocken für die noch fast vollständige deutsche Gemeinde erklangen. Danach wurde sie in alle Winde zerstreut. Mögen die Glocken auch nach dem 100. Jubiläum im August 2002 ebenfalls mit hellem, reinem Ton erklingen und von Frieden und Versöhnung zwischen Polen und Deutschen künden.



*Die Erlöserkirche.
Unter unsäglich
schwierigen Bedin-
gungen von den
Deutschen erbaut.
Treffpunkt religiöser
Zusammengehörig-
keit bis auf den
heutigen Tag.*

Mit dem ausführlichen Eingehen auf diesen Kirchenbau möchte ich dieses bedeutsame, unter großen Entbehrungen und finanziellen Aufwendungen geschaffene Werk, zu Ehren der Deutschen Einwanderer, ausgiebig würdigen. Wo immer Deutsche sich zusammenfanden, brauchten sie eine Oase, eine Zuflucht. Der alte Glaube, von den Vätern überliefert, ist ihnen seit je her Zusammenhalt und Verpflichtung gewesen. Aus ihm erwuchs ihnen die Kraft und die Zähigkeit, das Leben zu meistern. Zu meistern in einer fremden Umgebung, einem Umfeld, das ihnen nicht immer gut gesonnen war.

2 KRIEGSAUSBRUCH UND JUDENVERFOLGUNG

Nun haben wir den Krieg«, sagt unsere Wirtin Jutta Sagorsky, die Frau mit dem polnischen Namen. Und ihr Mann Walter fügt hinzu: »Aber es wird nicht lange dauern. Und wenn unsere Truppen Polen eingenommen haben, können Sie wieder zurück.« Es wird nicht lange dauern, nicht lange dauern. Immer wieder höre ich diese Worte. Ich frage mich, was nach dem kommt, was nicht lange dauern soll.

Die deutschen Truppen walzen die Schlagbäume nieder, preschen mit Panzern vor, bombardieren polnische Städte. Sie treffen auf nur geringen Widerstand. Unaufhaltsam dringen sie vorwärts. Vorwärts in Feindesland, in das Land, in dem wir leben. Muss ich mich nicht freuen, dass die Deutschen kommen, meine Landsleute? Doch ich empfinde keinerlei Freude, zeige kein bisschen Dankbarkeit, denke nur an den Vater, Großvater und an meine Freunde und Sorge mich darum, wie es ihnen am Kriegsschauplatz ergehen mag?

Im Werk, in dem mein Vater arbeitet – er wurde nach Protest wieder eingestellt, weil man auf seine Kenntnisse und Dienste als Buchhalter nicht verzichten konnte – marschieren polnische Soldaten auf mit aufgefanzten Bajonetten. Sie treiben die deutschen Arbeiter zusammen, etwa zehn an der Zahl, verbinden ihnen die Augen mit dunklen Tüchern, stellen sie an die Wand.

»Ihr Schwobbis (Schwabben), ihr werdet jetzt erschossen.« Doch der Offizier, der die Aktion leitet, ist noch unentschlossen. Poblowsky geht auf die Soldaten zu.

»Das könnt ihr nicht tun! Diese Menschen haben doch nichts getan.«

»Das sind Deutsche, unsere Feinde!« Die Soldaten bedrohen selbst ihn, den Werkleiter. Der Offizier zögert, hält inne, telefoniert schließlich mit Warschau. Von dort kommt die Order, jegliche Ausschreitungen einzustellen. Die Deutschen seien schon zu weit vorgedrungen. Poblowsky stürzt mit ein paar polnischen Arbeitern auf die Soldaten zu. Sie drücken die Gewehre herunter, nehmen den deutschen Arbeitern die Binden von den Augen. Noch einmal Glück gehabt. Werden deutsche Arbeiter später vielleicht ein Gleiches tun?

Großvater berichtet mir, was sich auf den Dörfern zugetragen, als die Deutschen im Anmarsch waren: Plötzlich wandelten sich einige Polen aus unmittelbarer Nachbarschaft zu Räubern und Totschlägern. Sie bewaffneten sich mit Knüppeln und Äxten. Wehe, wenn jemand sich ihnen entgegenstellte. Sie nahmen sich, was sie wollten. Im Nachbardorf wurde ein Bauer mit seinem Sohn erschlagen, als sie sich gegen die Plünderungen wehrten. Den Hof brannten sie nieder. In unmittelbarer Nachbarschaft wurde der Bauer Dahlmann, der schon seit langem mit seinem polnischen Nachbarn im Streit lag, mit seinem Sohn einfach erschossen. Der Nachbar hatte sich von durchziehenden polnischen Soldaten eine

Waffe besorgt. Kann es sein, dass Menschen sich über Nacht so ändern können? Sie können es; das erfahre ich später am eigenen Leib, Deutsche genauso wie Polen.

Über unserem Städtl brausen ein paar Flugzeuge dahin, deutsche Flugzeuge. Die Menschen recken arglos ihre Hälse, schauen ihnen neugierig und überrascht nach, wie sie eine Schleife drehen. Trotz Krieg vermutet niemand etwas Böses. Manche sind immer noch arglos und glauben an ein Spiel. Doch plötzlich gehen die Flieger tiefer, werfen ein paar Bomben –; schreiend stürzen die Menschen auseinander.

In der Antoniego wird ein Fabrikgebäude getroffen, Dächer werden abgerissen, Feuer bricht aus und verbreitet sich in der Straße. Ich kann nicht sagen, wie viele Menschen verletzt oder getötet wurden. Erst jetzt begreifen die Menschen den Ernst des Krieges. Wenig später rollt die erste Panzerkolonne durch die Straßen, besetzt am Marktplatz die strategischen Punkte. Es scheint, als ob der Angriff auf die Stadt gut geplant sei. Ein paar Soldaten steigen aus, drohen mit Maschinenpistolen. Die polnischen Soldaten haben sich in Richtung Warschau zurückgezogen, es gibt kaum Gegenwehr. Erste Volksdeutsche kommen auf die Soldaten zu, begrüßen sie in deutscher Sprache, überreichen ihnen bunte Blumensträuße, schütteln ihnen voller Begeisterung die Hände. Einer lässt sich sogar so weit herab und küsst einem der Offiziere die Hand. Boettig und mehrere seiner Volksgenossen haben sich eingefunden, reißen in überschwänglicher Freude ihre Arme hoch: »Sieg Heil!« Ein Hoch auf den Führer. Ein paar vorwitzige polnische Bürger kommen hinzu, vorwiegend junge Burschen. Sie stehen mit staunenden Augen herum, wissen nicht wie sie reagieren sollen. Der deutsche Offizier ruft sie an:

»He, ihr Polacken, Heil Hitler! Hebt eure rechte Hand empor. Erweist unserem Führer die Ehre!« Die Polen sind überrascht. Sie betrachten die Deutschen mit staunender Neugier, denken, dass sie hier nur kurz verweilen und bald zurückgeschlagen werden. Zaghafte hebt der erste seine Hand. Ein verlegenes Lächeln umspielt die überraschten Gesichter.

»Ein bisschen höher, wenn ich bitten darf. Das ist jetzt auch euer Gruß!« Eine schlesische Lerge, der polnischen Sprache mächtig, erklärt den Polen wie sie sich zu verhalten haben: »Hände auf die Schulter, wenn sie sich deutsche Soldaten nähern.« Das Lächeln erstirbt ob der Demütigung.

Auch Brunka ist von den fremden Soldaten angelockt worden. Sie geht im Mazurkaschritt tanzend auf sie zu, schwenkt ihre Röcke. Die deutschen Soldaten lachen, merken gleich wie es um sie bestellt ist. Einer holt seine Mundharmonika hervor, stimmt das Lied an von der Donna Klara: *Oh, Donna Klara, ich hab dich tanzen gesehn ...*

Brunka tanzt nach der Tangomelodie und wirft den Deutschen Kuss-hände zu. Aber dann lässt die kranke Frau wieder ihre Prophezeiungen los:

Feuer, Feuer! Seht ihr das Feuer? Juden und Polen lauft weg vor dem lodern-

den Feuer. Ihr werdet brennen, brennen! Der Himmel ist behangen, behangen mit Feuer. Es brennt, brennt, brennt!

Die Soldaten amüsieren sich, der polnisch sprechende Schlesier übersetzt Brunkas Worte. Plötzlich lachen sie nicht mehr, versuchen die Tänzerin zu verscheuchen. Sie kommen mit den Ketten ganz nahe an sie heran. Brunka gerät ernstlich in Gefahr. »Mach, dass du fort kommst!«, droht einer mit der Pistole. Erschreckt läuft sie davon. Mittlerweile tauchen immer mehr Panzer auf. Sie rollen durch das Stadtzentrum, am Marktplatz entlang. Etwa acht oder zehn polnische Jungs vermuten in den Tanks ihre eigenen Streitkräfte, da ihre Zeichen nicht klar erkennbar sind. An einigen sind die weißen Balken der Kreuzumrandungen mit schwarzer Farbe überpinselt worden. Sie sind so vermessen und glauben an einen Gegenangriff der polnischen Armee, laufen mit Taschentüchern winkend auf die Tanks zu. Plötzlich springen deutsche Soldaten herunter und feuern mehrere Salven über ihre Köpfe hinweg. Zu Tode erschreckt werfen sich die Jugendlichen zu Boden. Die Panzer rollen dicht an ihnen vorüber, ihre Kanonen drohend auf die Häuser gerichtet, aus denen kein einziger Schuss fällt.

»Haut ab, ihr Polacken!«, schreit einer der Schützen. Die erschreckten Gestalten erheben sich blitzschnell und stürzen hinter die nächste Tor-einfahrt eines größeren Gebäudes. Dort, wo an irgendeiner Häuserecke eine unvorsichtige und verdächtige Gestalt sichtbar wird, schießen die Deutschen auf die Menschen wie auf Schießscheiben. Der jüngere Sohn des Bäckers Chelm, bei dem wir unser Brot und unsere Brötchen kaufen, etwa 15 Jahre alt, wird von einer Kugel getroffen und schwer verletzt. Die Kugel hat ihm die Hüfte durchschlagen. Monate später, nach unserer Rückkehr, sehe ich ihn noch hinkend in der Backstube herumlaufen. Bald darauf tritt Ruhe ein. Keiner der Polen wagt es mehr, den Okkupanten entgegenzutreten.

Eine Abordnung setzt sich in dem Städtchen fest, gibt erste Erlasse und Verordnungen heraus, beginnt mit dem Aufbau einer deutschen Verwaltung. Zuverlässige Volksdeutsche werden gesucht zwecks Bildung von Kommissionen. An solchen ist kein Mangel. Sie sollen die Reichsdeutschen unterstützen, die schnell zur Stelle sind, um die wichtigsten Positionen in der Stadt einzunehmen.

Es kommen mehrere Interessenten in Betracht, sowohl Volks- als auch Reichsdeutsche. Ein Herr Dr. Ballusek aus dem Reich wird zum 1. Kreishauptmann berufen. Er verspricht, in dem Städtchen aufzuräumen zu wollen, was auch immer er damit meint. Hinzu kommen Rösler, Boettig und Größer, die noch eine unrühmliche Rolle in der Polizei und Gestapo spielen sollen. Karl Größer steigt zum Dienststellenleiter der Schupo-Abteilung auf, und der Kaufmännische Direktor der Teppichfabrik Müller und Kommandant der Feuerwehr, Alfred Paul Müller, wird zum ersten kommissarischen Bürgermeister ernannt. Diesen Posten hat er aber nur

kannten keine Gnade. Wenig später lagen Jerzy und Fredek tot in der Gasse.

Danach war das Haus totenstill. Onkel Hanfried sprach von Beleidigung der Polizei durch ein paar Juden, denen man die Stirn bieten musste. Um einen Vorwand für weitere Pogrome zu erhalten, erfindet die Gestapo die sogenannte *Kommunisten-Aktion* und später die *Aktion Palästina*. Die höher gestellten jüdischen Persönlichkeiten werden antideutscher, kommunistischer Umtriebe und Infiltration bezichtigt. Ohne Beweisführung werden sie abgeführt, einige auf dem jüdischen Friedhof unverzüglich erschossen.



Fredek, ganz außen rechts. 1938 bei der Erfassung zum polnischen Heer

Unter den Beschuldigten war auch die Familie Seeliger. Sie war aus Litzmannstadt, dem früheren Łódź, mit vielen anderen Familien geflohen mit der bangen Hoffnung, in unserer Stadt nicht verfolgt zu werden. Sofort wurde sie ins Ghetto verwiesen, nachdem sie sich registrieren lassen musste. Jakob Seeliger war ein hochintelligenter Mann, der in Łódź in der Textilbranche eine leitende Stellung im Export innehatte. Seine Verbindungen reichten bis ins englische Manchester. Nur hatte er es versäumt, diese zu seiner Ausreise zu nutzen. Nun saß die Familie in der Falle. Jakob Seeliger war unter den Hingemordeten, seine Frau und der Sohn hatten sich in einem Haus außerhalb des Ghettos auf einem Dachboden versteckt. Das war einigen polnischen Nachbarn nicht verborgen geblieben. Sie hatten nichts Eiligeres zu tun, als sie der Geheimpolizei auszuliefern. Und wieder spielte die Gestapo ihre unrühmliche Rolle. Zwei Männer hießen den Sohn im Hinterhof ihr eigenes Grab schaufeln. Eigenhändig streckten sie die Flüchtigen nieder.

Die Gestapo arbeitet eng mit dem SD (Sicherheitsdienst) und der Polizei zusammen. Sie lauert überall, vor Apotheken und Läden, vor Arztpraxen und Ämtern. Mit penibler Akribie und Ausdauer erfüllt sie ihren perfiden und mörderischen Job. Sie schnüffelt in den Betrieben an den Arbeitsplätzen, kontrolliert die Kennkarten, instruiert ihre Spitzel und Unterspitzel und beobachtet die Passanten auf den Straßen mit geschärften Blicken für Juden. Jeder ist verdächtig, jedem Wink eines Kollaborateurs gehen sie nach, und sie zahlen mit klingender Münze oder anderen Vergünstigungen. Eine nicht geringe Anzahl Polen leistet der Gestapo gute Dienste. Da werden nicht nur Juden verpiffen und aufgestöbert, da

melden sich auch welche zur Miliz als Bewacher, und manche verrichten auch gemeinsam mit der Gestapo und der SS das blutige Handwerk.

Erst viel später erfahre ich sogar von Morden an Juden, die Polen verübten, die vertuscht und Deutschen angelastet wurden. In Jedwabne, nördlich von Łomża, Mittelpolen, gab es 1941 ein Pogrom, bei dem 1600 Juden des Ortes auf grausamste Weise in einer Scheune verbrannt wurden. Polen des Ortes haben hier mit den Deutschen gemeinsame Sache gemacht. Mein Onkel berichtete mir von dem Vorfall nach seiner Heimkehr, um wenigstens eine kleine Rechtfertigung zu haben. Heute ist diese Tatsache bestätigt. Die Polen haben ihre Schuld eingestanden und den Hingemordeten ein Denkmal gesetzt. Ich berichte das nicht, um deutsche Gräueltaten zu rechtfertigen oder abzuschwächen. Nein, ich berichte es um der Wahrheit willen.

Auf eine äußerst grausame Art machen einige Gestapomänner auch auf jüdische Kinder Jagd, die das Ghetto verlassen, um Lebensmittel zu erbetteln. Die Gruppe der Geheimdienstler stellt sich in den Hinterhalt von Bäumen oder sitzt scheinbar unbeteiligt auf Parkbänken herum. Die Kinder laufen ihnen dann von ganz allein in die Fänge. Ich erinnere mich an ein makabres Schauspiel, als meine Schwester ganz aufgelöst und erschreckt nach Hause kam. Unser Cousin Edmund hatte sie auf dem Nachhauseweg von der Tante durch den Park begleitet. Im Park wurden beide aufgegriffen. Edmund hatte in den Augen der Gestapo mit seinen tiefschwarzen Haaren und seinem scheinbar jüdischen Aussehen ihre Aufmerksamkeit erregt. »Das sind doch zwei Moische-Kinder. Die krallen wir uns.«

Meine Schwester schrie und wehrte sich: »Wir sind keine Juden! Das ist mein Cousin. Der sieht nur aus wie ein Jude.« »*Der sieht nur so aus wie ein Jude!*«, ist schon hergebrachtes und eingeimpftes Denken. Erst als sie glaubhaft nachweisen können, wer sie sind und wo sie wohnen, ließen die Gestapoleute von ihnen ab. Zu den schlimmsten Verbrechern, die mit ungeahnter Grausamkeit gegen Juden vorgingen, gehörten: Ein gewisser Mancher, Chef der Gestapo, Wiese sein Stellvertreter, natürlich Boettig, und als Wachtmeister der Schupo die Mitarbeiter Püchler, Reichert und Fuchs. Hinzu kamen als besonders eifrige Judenhasser und Judenverfolger Oberleutnant Größer, der Oberinspektor Freys und Kommissar Selig. Polizeimeister Richter zahlte sogar Prämien für willkürliche Erschießungen von Juden und quälte aus dem Ghetto ausgebrochene Juden, bevor er sie erschoss.

Im Winter 41/42 herrscht bittere Kälte, Brennmaterial ist nicht zu bekommen. Die Ghettoinsassen reißen die Schuppen ab, verbrennen ihre Möbel. Krankheiten brechen aus: Typhus, Fleckfieber und rote Ruhr. Unter den Juden gibt es noch ein paar Ärzte und Apotheker, doch die Gestapo verweigert die Einrichtung einer Apotheke und die Ausgabe von Medikamenten. Täglich sterben 15 bis 20 Menschen. Sie liegen auf

den Straßen, in Hauseingängen, werden von Totengräbern eingesammelt und oft gleich in den Hinterhöfen und Gärten verscharrt.

Die Palästinaaktion war ein besonders teuflischer Plan. Juden, die Verwandte in Palästina aufweisen konnten, sollten sich gesondert registrieren lassen, um angeblich gegen deutsche Geiseln in den Händen der Alliierten ausgetauscht zu werden. So wurde diese Aktion 1943 zur tödlichen Falle, bei der weitere Juden deportiert und umgebracht wurden. Noch gesunde und jüngere Männer kommen zur Zwangsarbeit in die Werkstätten und Textilfabriken der Stadt. Im arischen Teil arbeiten sie auch für die deutsche Wehrmacht, produzieren Rüstungsgüter.

Onkel Arthur hat die Deportation der Familie Goldborn ins Ghetto nicht mehr mitbekommen. Er wurde einberufen, ebenso Bruder Theo. Jetzt, da die Herrenmenschen vor Moskau und Stalingrad stehen geblieben sind, wird jede Hand gebraucht, jede, die auch nur einen Finger zu krümmen vermag. Arthur kommt nach der Kurzausbildung zu den Scharfschützen. Nach Tagen harten Kampfes schreibt er von der Front: »Hier ist die Hölle. Du erschießt einen Russen und zehn kommen auf dich zu. Du mäht zehn nieder und hundert laufen über dich hinweg. Die Ersten noch mit Gewehren, die Letzten nur noch mit Bajonetten. Wer hier überlebt, muss das Glück gepachtet haben.« Er hatte es nicht. Eine Granate hat ihn zerrissen. Der Großvater bekommt die Nachricht vom Tod seines Sohnes als Feldpostbrief.



Onkel Arthur als Frontsoldat

Immer der gleiche Inhalt mit den bekannten lakonischen Worten: *Gefallen für Führer und Vaterland. Wir werden seinen Namen in Ehren halten. Bis zum Endsieg, Kompanieführer sowieso. Wir erhalten die Nachricht vom Tod des Onkels am Telefon. Ich kann nicht weinen, kann nicht begreifen, dass mein Patenonkel Arthur tot ist. Die Mutter sagt: »Er kommt nie wieder.« Langsam begreife ich, was das heißt. Wir werden nie mehr zusammen ausreiten. Er wird nie mehr mit dem Rappen über die Gräben springen. Ich werde seine liebevolle und freundliche Art nicht mehr erleben, ihn nie mehr sehen. »Du musst es Manja mitteilen«, sagt der Vater und streicht mir übers Haar.*

»Dich lassen sie vielleicht ins Ghetto hinein. Du sagst, du hättest eine

Todesnachricht zu überbringen.« Ich mache mich auf den schweren Weg. Das Ghetto hat zwei Eingänge, zwei Tore aus einem Holzrahmen, mit Stacheldraht versehen, versperren die Straßen. Eines ist an der Krzywowa und das andere an der Jerozolimska-Straße.



Altes Ghettohaus

Ich überquere den Kosciuszko-Platz an der vorderen Einmündung und nähere mich dem Ghattotor in der Jerozolimska. Schon das Holztor mit dem waagrecht, senkrecht und diagonal verlaufendem Stacheldraht macht auf mich einen schauerhaften Eindruck. Polnische Polizeikräfte, Bewacher des Ghettos, starren mich an. Aus dem Wachhäuschen kommt ein polnischer Polizist auf mich zu: *Kto jesteś, jesteś Żyd – co chces tutaj?* (Wer bist du, bist du Jude – was willst du hier?) Ich kläre ihn auf, dass ich Deutscher bin und eine Todesnachricht überbringen muss. Er zögert einen Moment, öffnet dann das Stacheldrahttor mit einem sarkastischen Grinsen. Mit seltsamen Gefühlen gehe ich hinein, suche nach der Familie Goldborn, frage mich bis zu ihr durch. Sie ist in einem alten, halb verfallenen Holzhaus mit zwei weiteren Familien zusammengedrängt worden. Ich sehe meinen Freund Jason mit traurigem Gesicht auf einem Stuhl hocken. Der Hunger schaut ihm aus den Augen, doch ich wusste nicht wie es ihm geht. Daran, dass er etwas zu essen bräuchte, habe ich nicht gedacht. »Was werden sie uns nur noch antun«, barmt Lea Goldborn und schaut mich an, als ob sie von mir Hilfe erwarte. Manja hat die Geige abgesetzt, auf der sie ihre Verlorenheit auf die Straße hinausgespielt hat. Was ist passiert, fragen ihre Augen. Ich werde den bangen Ausdruck in ihren Augen niemals vergessen.

»Onkel Arthur ist tot, gefallen«, sage ich schnell. Ihr Aufschrei gellt in meinen Ohren wider. Ich starre in Manjas entsetztes Gesicht, blicke

zuüben. Aber auch die Gefahr, den Partisanen zum Opfer zu fallen, trug dazu bei. Er kam in diese Stadt mit guten Vorsätzen, musste aber bald erfahren, dass er in eine furchtbare Tretmühle der Nazis, zu denen auch er gehörte, geraten war. Er sah das furchtbare Elend der Polen und Juden, wusste von den Deportationen, aber konnte oder wollte sich nicht dagegen auflehnen. Als man ihn mit den aus Zwangsarbeitslagern geflohenen Juden konfrontierte, soll er geäußert haben, dass sie so zu behandeln seien wie diejenigen, die aus dem Ghetto ausgebrochen waren. Was das bedeutete, war ziemlich eindeutig.

Dr. Augspach, dessen Anwesen Dr. Glehn übernommen hatte, soll beim neuen Kreishauptmann mehrmals vorstellig geworden sein, um ihn zu bewegen etwas für die Juden und Polen zu tun. Offensichtlich ohne sichtbaren Erfolg. Augspach war ein begabter Chirurg und Facharzt für Frauenheilkunde. Er hatte in Moskau in verschiedenen Spitälern gearbeitet, wo er großes Fachwissen erwarb. Nach der russischen Revolution kehrte er 1919 nach Tomaszów zurück, wo er mit kurzen Unterbrechungen bis 1953 das Stadtsptital leitete. Im polnisch-russischen Krieg 1920/21 war er Reserveoffizier im Rang eines Kapitäns. Als die Deutschen ihn für sich vereinnahmen wollten, weigerte er sich, sich in die Deutsche Volksliste einzutragen.



Die Augspach-Familie. Dr. Augspach, Ehefrau Dr. Martha Augusta geb. Kromm, die Kinder Aleksander Alfred und Felicia Martha

Augspach war so vermessen, die Juden im Ghetto zu unterstützen und zu behandeln. Die Gestapo beobachtete ihn misstrauisch und bespitzelte ihn. Als schweren Verstoß warf sie ihm vor, sogar mit den Partisanen zu sympathisieren. Das war mehr als genug, ihn und seine Familie aus seinem Haus zu werfen. Mehr wagte man nicht, um es mit der pol-

nischen Bevölkerung und auch mit den Volksdeutschen nicht ganz zu verderben.

Glehns Familie kam bald nach, nachdem ihr im Haus von Augspach angemessenes Quartier bereitet worden war. Einige Juden entgingen vorerst den Deportationen, weil sie im Garten des nun Glehn gehörenden Anwesens arbeiten durften. Wenn er an ihnen vorbeiging, in letzter Zeit oft in der braunen Uniform, zeigte er sich ihnen gegenüber achtungsvoll und leutselig, erwiderte sogar ihre Grüße. Der Frau des Kreishauptmanns taten die Juden leid. Manchmal, wenn es keiner sah, steckte sie ihnen etwas Brot zu. Der älteste Sohn bemerkte verwundert, dass die Mutter es heimlich tat.

Sie konnte es ihm nicht erklären, aber bald hatte auch er begriffen, dass so etwas verboten war. Die Mutter fand seine Unterstützung. Der Vater mahnte sie, vorsichtig zu sein, um nicht in Misskredit zu kommen. So gerieten auch die Kinder des Reiches in den Konflikt mit dem, was sich im Generalgouvernement abspielte.

Einmal soll Dr. Glehn mit der Gestapo und dem Polizeikommissariat in Konflikt geraten sein, weil er sich für die Arbeitsjuden besonders in den Werkstätten einsetzte und somit ihre Deportation hinauszögerte. Sehr schnell begriff der Kreishauptmann aus dem Reich, dass er sich der Nazimaschinerie nicht entgegenstellen konnte. Er musste, ob er wollte oder nicht, kooperieren. Wer das nicht tat, landete umgehend dort, wohin auch die Juden gebracht wurden. In einer größeren Schneiderei arbeiteten die Juden vorwiegend für die Wehrmacht, aber auch einige Deutsche ließen dort maßschneidern. Das bewahrte die Juden vor der vorzeitigen Deportation, war besonders billig und wurde oft nur mit etwas Brot abgegolten. Auch der Kreishauptmann machte sich die Situation zunutze.

Er kam zufällig in Kontakt mit Göring, dem zweiten Mann des Reiches, wie der sich gern bezeichnete, noch bevor Hitler ihn offiziell dazu bestimmt hatte und dessen Reichsministerium, auf eine Weise, die nicht mehr genau zu ermitteln war. Korruptiert von der Macht, den Verlockungen des Wohllebens erlegen, pflegte Göring sich manchmal über die Arbeit seiner Statthalter zu informieren, umso mehr im Osten, wo vielleicht noch etwas für seinen Luxus herauszuschlagen war. Manches exklusive Sammlerstück gelangte so in seine Hände und in sein Jagdschloss nach Karinhall. Auf diese Weise muss auch der Kreishauptmann mit dem Dicken, dem alternden und phlegmatischen Machtmenschen in Kontakt gekommen sein. Edda, die Tochter des Reichsmarschalls aus zweiter Ehe, hatte einen besonderen Geburtstag. Sie wurde volljährig. Darum ließ Glehn in einer der Judenwerkstätten einen Pelz aus Zobel fertigen, den er mit Gunstbezeugungen und Glückwünschen der Familie ins Jagdschloss nach Karinhall in die Schorfheide übersandte.

Ein aufschlussreicher Brief, mit Dankbezeugungen vom Reichsmarschall und seiner zweiten Frau Emmy, kam retour, den er im Geheimen

las und bald verschwinden ließ. Eine zwiespältige Person, dieser Kreishauptmann aus dem Reich. Sein weiteres Augenmerk galt der Industrie in der Stadt, die er mit seinem Geschick und seiner Sachkenntnis auszubauen half. Sein Verdienst, wenn überhaupt, bestand darin, dass er vielen Deutschen und Polen dadurch Arbeit und Brot verschaffte.



Einziges Foto, auf dem der Kreishauptmann zu sehen ist. Die Belegschaft vor dem Abrücken zu einer Kundgebung. Dr. Glehn steht links neben der Treppe mit Kurzhaarschnitt, Brille, Stiefeln und Dienstuniform

In der Kreishauptmannschaft waren bald an die vierzig Angestellte beschäftigt – ca. 24 Deutsche, davon sieben höhere Vorgesetzte, und etwa 10 Polen mit niederen Aufgaben. Sie waren eingespannt in die deutsche Verwaltung und engagierten sich für die Belange des Distrikts. Die deutsche Verwaltung entschied, wer welche Mengen an Lebensmitteln auf den Kartenabschnitten zu erhalten hatte, war zuständig für Arbeit, Wohnraum, Transport und Verkehr und für alle Angelegenheiten, die mit dem Zusammenleben von Polen und Deutschen zu tun hatten. Nicht immer war den Deutschen aus dem Reich ihr neuer Wirkungskreis recht.

Aber manche sahen darin Aufstieg und Fortkommen. Sie waren willige Helfer, auf die sich das Regime voll und ganz verlassen konnte. Der Kreishauptmann aus dem Reich war auch ein Vorgesetzter, der auf den Zusammenhalt seiner Mitarbeiter bedacht war. Oftmals verpflichtete er sie auch, an Kundgebungen und verschiedenen Feierlichkeiten teilzunehmen. Meistens kamen sie alle. Zu solchen Anlässen wurde sich herausgeputzt. Die Frauen zogen ihre besten Kleider oder Kostüme an, die Männer erschienen in Schlips und Kragen. Manche waren nicht sehr erbaut davon, befürchteten aber Nachteile bei der Arbeit. Noch wurde gelacht und gescherzt und geglaubt, dass es so weiter ginge wie bisher. Keiner

3 FLUCHT UND VERTREIBUNG

Torschlusspanik im Januar 1945. Der Kreishauptmann weiß, dass ihm und den anderen Führungskräften im Generalgouvernement das Wasser bis zum Hals steht. Er gibt Appelle an die Polen heraus, jetzt verstärkt Bunker zu bauen – so genannte *Schanzen gegen den Bolschewismus*. Er appelliert an das religiöse Empfinden der Polen und malt den russischen Bolschewismus aus als gemeinsamen Feind, den es aufzuhalten gelte. Er berichtet von den Gräueltaten der einmarschierenden Roten Armee, die Häuser in Schutt und Asche legten, auch polnische Kirchen in die Luft sprengten, Frauen vergewaltigten, Kinder umbrächten und Männer deportierten, während in der Stadt noch viele Polen den Weg in Arbeitslager antreten müssen und kein Jude mehr zu sehen ist. Ganz sicher weiß er von den Erniedrigungen der Polen, von der Weigerung, ihnen Bildung und Kultur zu gewähren, von Morden auf den Straßen und im Ghetto, doch die Deportationen sind für ihn Wege in Arbeitslager. In der Kreishauptmannschaft gibt es kaum einen Mitarbeiter, der nicht weiß, was mit den Juden geschieht.



Mitarbeiter der Kreishauptmannschaft. In der Mitte der Standesamtsleiter Kindervoater in seiner Beamtenuniform

Jetzt aber ist dort ein heilloses Durcheinander. Die Angestellten mit dem Kreishauptmann an der Spitze sitzen unruhig und aufgeregt auf ihren Stühlen. Einige hält es nicht auf ihren Plätzen, sie laufen von einem Büro zum anderen, um Neues über die aktuelle Lage zu erfahren. Doch keiner weiß etwas Genaues. Einer der Abteilungsleiter meint:

»Verlasst euch nur auf den Kreishauptmann, der wird's schon richten.«

»Was will denn der schon richten«, entgegnet ganz respektlos eine der Schreibkräfte. »Er hat doch schon seinen PKW bereitgestellt.« Kaum dass die Frau diese Worte ausgesprochen, kommt ein polnischer Bote und bittet die deutschen Angestellten in das Büro des Kreishauptmanns. Die Angestellten zögern keinen Augenblick, hoffen sie doch voller Vertrauen auf ihren obersten Vorgesetzten, worin auch immer diese Hoffnung liegen mag.

Kreishauptmann Doktor Glehn sitzt aufrecht in seinem Stuhlsessel, sorgenvoll mit ernstem Gesicht. Er blickt seine Angestellten reihum an. Dann erhebt er sich und hält eine kurze Ansprache. Er bedankt sich für die gute Zusammenarbeit, dabei werden ihm die Augen feucht. Seine Stimme stockt.

»Geht sofort nach Hause«, sagt er. Packt eure wichtigsten Sachen in Koffer und Kartons, schreibt eure Namen drauf und bringt sie hier her. Ich werde dafür sorgen, dass alles ins Reich nach Deutschland kommt.« Gerade als er die Worte ausgesprochen, ertönt Kanonendonner, sehr laut und nicht mehr weit entfernt. Glehn zögert einen Moment und setzt seine Rede fort:

»Macht euch dann gleich zum Bahnhof, ich habe mich für einen Zug eingesetzt. Es kann der letzte sein. Wir sehen uns wieder.« Dann hebt er mit einer hilflosen Geste leicht die Hand, vermeidet aber den Hitlergruß. Die Angestellten sind entlassen. Keiner fragt, wohin der Kreishauptmann die Sachen verbringen lassen will. Die besagte Schreibkraft sagt sarkastisch im Hinausgehen:

»Der glaubt tatsächlich noch an den Endsieg.« Eine Reaktion darauf erhält sie nicht. Jeder ist mit sich selbst beschäftigt. Der Kreishauptmann setzt sich in seinen Personenwagen und macht sich auf gen Westen. Es ist kaum anzunehmen, dass er noch an den Endsieg glaubt, vielmehr denkt ein Mensch in solch einer Lage daran, seine Haut zu retten.

Der Doktor hat Frau und Kinder, die er schon in weiser Voraussicht heim ins Reich geschickt hat, er ist der Ernährer der Familie, die im Reich auf ihn wartet. Die Kinder sind noch klein, sie brauchen ihren Vater, der sich stets rührend um sie gekümmert hat.

Unterwegs wird der Kreishauptmann angehalten. Zwei polnische Offiziere der Heimatarmee – Doktor Glehn muss ihnen bekannt sein – stoppen ihn mit gezogenen Revolvern. Sie durchsuchen ihn und nehmen ihm den Revolver ab. Alles andere lassen sie ihm, es sind eh nur ein paar Sachen des persönlichen Bedarfs.

Sie legen zwei Finger an ihre Mützen und lassen ihn unbehelligt weiterfahren, was sehr ungewöhnlich war. Der eine sagt: *Der Doktor ist ein guter Mensch. Gute Weiterfahrt!* Was sie bewogen haben mag, diese Worte auszusprechen, ist nicht bekannt. So wird es erzählt. Also muss der Kreishauptmann bei einigen Polen doch nicht so ganz unbeliebt gewesen sein. Viele Andere hatten nicht so viel Glück. Erleichtert setzt er seinen

Weg fort, den Weg in seine alte Heimat. Tomaszów Mazowiecki war eine kurze Episode. Sie hätte besser nicht stattgefunden. Diese Zeit wird Doktor Glehn noch lange nachhängen. Sie wird ihm noch schwer zu schaffen machen.

Wenig später gleicht die Kreishauptmannschaft einem Lagerhaus. Koffer, Kisten, Kartons und Taschen stapeln sich in dem unteren Flur. Fast alle Angestellten retten sich panikartig in den bereit gestellten Zug. Mit leichtem Gepäck versehen, hoffen sie mit dem Leben davonzukommen. Einige Unbekümmerte und Vertrauensselige aber bleiben hier. Sie rechnen nicht damit, wegen ihrer Tätigkeit in der Kreishauptmannschaft von den Polen verfolgt zu werden. Ein Trugschluss, der sich als Verhängnis erweisen soll.

Die Gepäckstücke sollen angeblich ins Sudetenland verbracht worden sein, was aber nicht genau zu ermitteln war. Die Angestellten, die sich im Reich wiederfanden, forschten vergeblich nach ihrem Gepäck. Ihre Verärgerung war groß, hatten sie doch im Vertrauen auf den Kreishauptmann so gut wie nichts mitgenommen.

Noch bevor der Kreishauptmann sich auf die Flucht macht, gibt er Pastor Seeberg den Auftrag, die Kirchenbücher der evangelisch-augsburgischen Kirchengemeinde bei ihm abzuliefern. Er will sie nach Sorau oder Görlitz in Schlesien schaffen lassen. Keiner weiß, ob sie je dort angekommen. Seither sind sie verschollen. Eine Gefangene der Kreishauptmannschaft, die im Lager Wilanów in Tomaszów gesessen hatte, berichtete mir nach vielen Jahren: Eines Tages hätten sie unter Bewachung im Stadtpark ein Loch schaufeln müssen. Mehrere Bewacher schleppten in einer Decke eine Menge Papiere und Bücher heran, warfen sie in das Loch und befahlen ihnen, es zuzuschaufeln. Auf die Frage, was das für Bücher seien, erwiderte einer mit scheinbar schadenfrohem Lächeln:

Na, eure Kirchenbücher.

Ich komme aus der Schule nach Hause. Alle sind in heller Aufregung. Schon einige Wochen vor Abfahrt des letzten Zuges hat der Volkssturm die Order herausgegeben: *Frauen und Kinder raus!* Jeder möge sich ins Hinterland begeben, am besten zu Verwandten und Freunden im Reich. Dieses Mal fehlt der Zusatz: für ein paar Wochen oder vorübergehend. Wir ahnen: Es ist für eine lange Zeit, wenn nicht für immer. Doch nicht alle wollen weg. Krolls Luisa will bleiben. Sie hat einen polnischen Freund, gute polnische Freundinnen. Noch niemals hatte sie mit ihnen Streit. Wozu und vor wem also überstürzt die Flucht ergreifen? Und der Vater, Walter Kroll, will auch nicht weg.

»Was soll ich als Krüppel in Deutschland?« »Und wo sollen wir hin?«, fragt ratlos die Mutter. »Wir haben niemandem was getan, sie werden uns auch nichts tun.« Meine Mutter bittet unsere Nachbarn:

»Seid doch nicht so verbohrnt, kommt mit! Ihr werdet schon irgendwo

4 DEUTSCHE IN POLNISCHEN LAGERN

Was ist meinem Cousin Frieder und seiner Familie passiert? Sie wollten mit dem Flüchtlingszug heraus, doch der Zug ist überfüllt. Männer, die noch ein Gewehr tragen können, haben in dem Zug nichts verloren. SA holt sie heraus. Sie sollen den Volkssturm verstärken und die Russen aufhalten. Frieder und die Tante haben Glück. Eisenbahner aus Breslau haben einen LKW organisiert. Trotz furchtbaren Gedrängels kommen sie mit hinauf. Dresden ist als Treffpunkt ausgemacht, wo die Großeltern schon hingezogen sind. Bis Gleiwitz geht die Fahrt, dann überrollt sie die Front, die sich immer schneller nach Westen verlagert. Die Rote Armee hält Einzug in Gleiwitz, der Stadt des fingierten Überfalls auf den deutschen Sender. Ober- und Niederschlesien geht in den Besitz der Polen über. Frieder sitzt mit der Mutter in Gleiwitz fest.

Nach und nach ist etwas Ruhe eingekehrt. Die Flüchtenden überlegen, wie sie weiterkommen können, da erscheinen polnische Uniformierte. Unter ihnen ist der Jude Eismann aus Tomaszów, der im Konzentrationslager Treblinka gesessen und seine ganze Familie verloren hat. Wer kann es ihm verdenken, dass er besonders grausam vorgeht. Als er erfährt, dass diese Deutschen aus Tomaszów stammen, verhaftet er sie gleich. Die Gefangenen protestieren:

Sie hätten sich keines Vergehens schuldig gemacht.

»Nein, ihr Schwobbis habt nichts gemacht. Das kennen wir!«, sagt er drohend. Er schleppt die Mutter, Frieder und die Großeltern zum Verhör ins Landgericht. Sie können ihnen keine Verbrechen nachweisen, trotzdem verschleppen sie die Familie nach Kattowitz. Im Gefängnis werden sie getrennt und täglich verhört. Doch was können sie schon aussagen. Die Großeltern sind 69 Jahre alt, die Mutter ist 41, mein Cousin kaum fünfzehn. Es gibt kaum etwas zu essen, Krankheiten grassieren in den überfüllten Zellen – Rote Ruhr und Typhus. Die älteren Menschen sterben nach langen Qualen, auch die Großeltern meines Cousins.

Ganze Berge von nackten Leichen werden hinausgefahren und in großen Gruben einplaniert. Ärztliche Betreuung gibt es nicht. Ein reines Vernichtungslager, sagen die Überlebenden. Frieder kommt zur Zwangsarbeit ins zentrale Lager nach Jaworzno. Ein Barackenlager für Frauen, Männer, Jugendliche und Kriegsgefangene der Anders-Armee. Die polnischen Soldaten der Anders-Armee waren Freiwillige, die unter General Anders an der Seite der Engländer gegen die Hitler-Armee gekämpft hatten. Sie gelten trotzdem auch unter den Polen als Abtrünnige und bei den Russen als Verräter. Vor allem russische Kommissare sind für ihre Inhaftierung verantwortlich.

Frieder leistet Schwerstarbeit unter primitivsten Bedingungen in der Kohlengrube, aber mit dem Vorteil, dass man einen Brocken Steinkohle unter dem Mantel oder der Jacke verstecken und damit die Baracke hei-

zen kann. Die Tante arbeitet mit zehn weiteren gefangenen Frauen auf einem Staatsgut in Slownicki, in der Wojwodschaft Krakau. Unzählige Zivildeutsche aus Polen und Kriegsgefangene werden nach Warschau zum Wiederaufbau der völlig zerstörten Stadt geschickt. Sie arbeiten bis zu vierzehn Stunden am Tag, erhalten kaum etwas zu essen. Das Deutsche Rote Kreuz setzt sich für die Gefangenen ein. 1947 kommen die ersten frei. Frieder und die Tante sind auch darunter. Der *Isolierte* Frieder Rosenberg muss sich bei der Staatsanwaltschaft – Strafkammer in Gleiwitz melden, nachdem er die Strafe verbüßt hat, von der er heute noch nicht weiß wofür. Im Entlassungspapier steht wörtlich:

Der Isolierte Frieder Rosenberg, verurteilt gemäß Aufnahmebefehl der Strafkammer in Kattowitz, wird am heutigen Tage entlassen.

Die Gründe der Verurteilung gemäß des *Aufnahmebefehls* und der Haft bleiben weiter im Dunkeln. Er soll die polnische Staatsangehörigkeit annehmen und als Traktorist auf einem Staatsgut ausgebildet werden, doch er weigert sich und beantragt die Ausreise nach Dresden. Das wird ihm nicht gestattet mit der Begründung: Junge Leute kämen dafür nicht in Betracht. Unter unsagbaren Schwierigkeiten und der Gefahr, erneut verhaftet zu werden, schlägt er sich zu Verwandten nach Dresden durch. Die Mutter kommt nach, der Vater ist auf der Flucht so wie viele andere umgekommen. Erst nach vielen Jahren können sie über ihre Inhaftierung und das Leid, das ihnen widerfahren, sprechen.

Nun sind wir in Thüringen. Wir wohnen auf der Finkenburg. Der Name passt zu der kleinen Straße auf der Anhöhe, die am nahen Feld endet. Dicke Birnen- und Apfelbäume begrenzen den hohlen Wiesenweg. Das Häuschen der Wagners ist aus Fachwerk, vergleichsweise und gegenüber den anderen Häusern gut gepflegt. Hinter dem Haus liegt die große Scheune mit eigener Dreschmaschine, dazwischen der große Misthaufen. Ein breites Tor führt ins Anwesen, und gleich rechts liegt die Tischlerei.

Aber von drinnen dringt kein Sägegekreisch nach draußen, kein Gerummel der Hobel- oder Fräsmaschinen. Die Maschinen ruhen nutzlos, denn der Wagner muss das Vaterland verteidigen, auch in der Endphase noch seinen Kopf hinhalten. Die Bäuerin Marie bangt um ihren Mann, sie weiß nicht, ob er überhaupt zurückkehren wird. Schon seit Wochen keine Nachricht.

Wir haben nichts, keinen Teller, keinen Kochtopf, keine einzige Decke, kaum mehr als die Wäsche an unsrem Körper und das, was wir darüber auf dem Leib tragen. Das Nötigste, das wir fürs Leben brauchen, erhalten wir von unseren Wirtsleuten. In der Heimat ist man leichter der Ärmste unter den Armen, als in der Fremde der Arme unter den Ärmsten.

Die Bäuerin plagt sich Tag für Tag in Stall und Feld. Ihre abgearbeiteten Hände vermögen geschickt den Pflug zu führen, das Gespann zu lenken. Ein Gespann, das aus Kühen besteht. Pferde haben sie nicht, die

können. Bis zur totalen Erschöpfung müssen die Totengräber ihre Zellen schrubben. Erst dann geben sie den entrechteten Deutschen neue Kleider.

Wanzen und Läuse verbreiten ansteckende Krankheiten wie in den Konzentrationslagern bei den Deutschen. Vor allem Typhus. Die Polen haben furchtbare Angst davor.

Sie befahlen den Häftlingen, sich nackt auszuziehen und bestreuen sie mit dem giftigen Puder DDT. Inzwischen sind die Maschinen in der Seidenfabrik aufgestellt worden. Jetzt beginnt wieder die Seidenproduktion. Die Arbeit ist nicht mehr so schwer.

Aber Marthe kommt ins Betonwerk nach Kadow zu den Russen. Die Russen harmonisieren mit den Polen nicht und umgekehrt. Sie verfolgen ihre eigenen Interessen. Nicht selten übernehmen sie die Verfügungsgewalt über die deutschen Zwangsarbeiter. Manchmal werden sie sogar aus Strafanstalten herausgeholt. Das gibt Streit und Misstrauen. Die Befreier erweisen sich als Bevormunder und Unterdrücker. Sie sind die eigentlichen Sieger, das lassen sie deutlich erkennen. Bald übernehmen sie auch die Strafgerichte. Dort kommen die Deutschen oft besser weg, als bei den Polen.



Der von den Deutschen Gefangenen errichtete Siegesobelisk auf dem Marktplatz

In Kadow wird Marthe mit anderen Häftlingen gezwungen, das Denkmal auf dem Marktplatz zu errichten. Grabmale auf dem deutschen Friedhof werden abgerissen, zerschlagen und behauen. Vor allem die des Teppichfabrikanten Müller. Aus dem kostbaren Marmor wird ein Denkmal des sowjetischen Sieges und zum Gedenken an dessen Opfer errich-

5 IM GRÜNEN HERZEN THÜRINGEN

Der Alltag beginnt, heimgekehrt in ein fremdes Land. Wir Deutschen sind herausgerissen worden aus unserer ursprünglichen Heimat, sind nach Deutschland gekommen – unsere Heimat in Polen ist verloren. Zwangsläufig müssen wir aufgenommen und untergebracht werden. Das ist mit einigen Schwierigkeiten verbunden, denn nicht jeder der Einheimischen ist gewillt, ein Stück zusammenzurücken und für die Fremden Platz zu machen. Wo der gute Wille ganz und gar fehlt, muss zwangseinquartiert werden. Das geschieht mit Hilfe des Klingelmanns und des Ortsgruppenführers.

»Vergesst nicht, das sind ebenso Volksgenossen wie ihr«, ist seine Rede. Nun müssen die Volksgenossen registriert und integriert werden. Das Letztere sollte noch einige Zeit in Anspruch nehmen. Und gleich hat man einen Namen für uns: *Evakuierte*, *Umsiedler* oder sogar *Welsche*. Nur das Wort »*Vertriebene*« war tabu. Welsch ist hier die Bezeichnung für alles Fremdländische, hier nennt man auch ein wenig Verrückte welsch. Doch einerlei, ob evakuiert, umgesiedelt oder vertrieben, wir können nichts daran ändern. Nach der Registrierung gehören wir nun zum Dorf wie jeder andere. Und wir haben fast schon vergessen, dass noch Krieg ist. Registriert, bedeutet Arbeit für die Männer, teilweise auch für die Frauen und Schule für die Kinder. Der Vater bekommt natürlich keine Buchhalterstelle, sondern eine Arbeit als Gutsarbeiter. Das Gut ist der größte Arbeitgeber im Dorf. Gutsarbeiter zu sein bedeutet, ein Deputat zu bekommen und Deputat bedeutet Essen, und Essen bedeutet nicht hungrig herumlaufen zu müssen. Wir Kinder müssen nun zur Schule. Wie werden uns die einheimischen Kinder aufnehmen? Wie sind die Lehrer? Die Mutter schickt uns mit lehrreichen Ermahnungen auf den Weg:

»Seid brav und artig, freundet euch mit den anderen Kindern schnell an, dann werdet ihr gut aufgenommen. Zeigt, dass ihr in der Oberschule etwas gelernt habt!« Doch was haben wir gelernt, angesichts des KLV-Lagers, bei dem ständigen Auf-der-Flucht-sein? Es ist so viel verloren gegangen von dem, was wir gelernt haben, dass wir fast wieder von vorn anfangen müssen. Was nützt uns, dass wir Polnisch sprechen können. Polnisch wird hier nicht gemocht, es wird gleichgesetzt damit, auch selbst Pole zu sein. Das Wort *Polendeutsche* wird hier nicht gebraucht, für viele der Einheimischen sind alle, die aus diesem Land kommen, Polacken.

Die Mutter streicht uns noch einmal übers Haar, legt die Zöpfe von meiner Schwester Herta zurecht, bindet eine Schleife hinein und schickt uns los. Die Dorfstraße belebt sich mit Kindern, die alle den gleichen Weg haben. Unterwegs scheue Blicke von hüben nach drüben und umgekehrt. Die Schule liegt am Berg hinter der Kirche. Sie ist direkt daran angebaut. Klein und unscheinbar verbirgt sie sich hinter dem Gotteshaus, besteht aus zwei großen Klassenräumen, von denen der Raum für die Schuljahre

6 AMERIKANER UND RUSSEN

Der nächste Tag kündigt sich an mit entferntem Dröhnen von schweren Motoren. Von weitem schallt Kanonendonner und das Bellen der Haubitzen und Flakgeschütze herüber. Das Panzergrollen kommt näher und näher, schwillt zu einem unheimlichen Getöse an, verstummt nicht mehr und verängstigt die Einwohner, von denen einige Schutz in ihren Kellern suchen.

»Mein Gott, nur nicht die Russen«, faltet meine Schwester die Hände und betet. »Lieber Gott, gib doch, dass es nicht die Russen sind!« Während meine Schwester betet, springt aus dem Hinterdorf die Nachricht von Mund zu Mund:

Amerikanische Panzer an der Ellingeröder Mühle! Diese Mühle ist nur drei Kilometer vom Dorf entfernt. Einige Männer eilen zum Backs. Der Bäckermeister klettert die Eisenleiter zur Esse hinauf und hängt ein weißes Tuch an die Spitze. Das weiße Tuch flattert kühn in der Frische des Frühlingswindes und kündigt vom Friedenswillen der Bewohner.

Immer lauter und aufdringlicher schallt das Dröhnen der Tanks ins Tal hinein, es ist bald so nahe, dass man deutlich Kettengerassel vernahmen kann. Wenig später hat eine der Panzerspitzen den Ort erreicht. Die Rohre der Geschütze sind drohend aufgerichtet, jederzeit bereit, ein verdächtiges Ziel anzuvisieren. Hinter den Fenstern und Kellerlöchern der Häuser hocken schreckhafte, aber neugierige Gestalten. Neugierig insofern, als sie von den Amerikanern nicht allzu viel befürchten. Als sich nichts weiter ereignet, kommen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und links und rechts der ungetümen Panzerkolosse bilden neugierige und staunende Kinder Spalier.

Auf einem der Panzer sitzt ein Stahlhelm bewehrter, kohlschwarzer Neger. Er hat die weiße Fahne entdeckt, bleckt seine weißen Zähne, schiebt das Kaugummi von einem Mundwinkel zum anderen und sagt zu einem seiner Kameraden: *These Krauts don't seem to be dangerous*. Diese Deutschen (Krauts, Krautfresser) scheinen ihm ungefährlich.

Malmend bewegt er die Kinnladen seines Unterkiefers, kauert massig und schussbereit hinter seinem MG und schaut uns amüsiert zu. Noch nie haben wir einen leibhaftigen Schwarzen gesehen. Schwarzhäutige waren für uns Buschmenschen, die mit Speeren auf Jagd gingen, eher noch Kannibalen, wie im Kolonialkalender zu sehen war, die um einen dampfenden Kochtopf mit Menschenfleisch herumtanzten. Und da sitzt plötzlich so einer höchstpersönlich vor uns und funkelt uns mit seinen schwarzen Augen freundlich an.

Hey boys, chewing-gums? Er wirft eine Hand voll Kaugummis in den Straßenstaub. Wie eine Hundemeute stürzen wir drauf, balgen uns herum, grapschen wild umher, um eines der begehrten Bonbons zu erhaschen. Einige beißen darauf herum, schlucken sie hinunter, wissen noch

nicht, dass man sie kauen muss. Der Schwarze hat seine helle Freude daran, lacht übers ganze Gesicht und wirft noch ein paar Schokoladestückchen auf die Straße, die er aus dem Papier herausbricht. Immer mehr Soldaten beteiligen sich an der Aktion, gefährlich nahe kommen wir bei der wilden Jagd den Panzerketten, bis der kleine Konvoi plötzlich stehen bleibt. Ein Offizier entsteigt einem der gepanzerten Schützenfahrzeuge und fragt in radebrechendem Deutsch nach dem *Bürgermeister*. Bereitwillig springt Fritze vor und zeigt auf das schräg gegenüber liegende Fachwerkhaus.

In Bewachung zweier, mit Maschinenpistolen bewaffneter Soldaten, schlängelt sich die Abordnung zwischen den haltenden Kolossen zum Gemeindeamt hindurch. Der Panzerwagen bleibt davor stehen, die Panzerkolonne zieht weiter.

Oben auf der Finkenburg kommen ein paar Amis in das Haus des Bauern Wagner und wollen Quartier. In dem Haus sind schon zwei Familien mit fünf Frauen und Mädchen, die eine versorgt gerade ein Kleinkind. Die zwei jungen Mädchen wären ihnen schon recht, sie lachen sie auch freundlich an, aber schließlich ziehen sie doch ab. Das Haus ist ihnen zu voll, der Respekt vor dem Weibervolk zu groß.

Am Ortsausgang traut sich der Konvoi nicht über die wacklige Brücke des Aubachs. Aber das ist für diese Ungetüme kein Problem. Einer, mit einem Schiebeschild versehen, walzt den angrenzenden Gartenzaun einfach nieder und schüttet den kleinen Bach mit Erde zu. Mit spielender Leichtigkeit setzt die Panzerkolonne darüber hinweg. Das Dorf ist dank der weißen Fahne und der Beseitigung der Panzersperre heil geblieben. Niemand ist verletzt worden. Die Dorfbevölkerung atmet trotzdem erleichtert auf, als die Panzerkolonne aus dem Dorf heraus ist.

Nun ist das Dorf im Besitz der Amerikaner – der Yankees, unserer Feinde – wie Fritze sich scherzhaft ausdrückt. Für ihn sind es natürlich keine Feinde, eher Freunde. Alles Amerikanische steht bei ihm hoch im Kurs. Er kann alle Bundesstaaten nennen und ihre Hauptstädte, weiß Bescheid über Wyoming, Arkansas, Minnesota und Dakota, den Michigan- und Eriesee. Alle Indianerbücher und Bücher über den Krieg zwischen Nord und Süd, deren er habhaft werden konnte, hat er gelesen. Die englische Sprache büffelt er seit frühester Kindheit, und in seinem Zeugnis prangt in diesem Fach eine dicke Eins. Kein Wunder, dass Fritze um die Amerikaner herumscharwenzelt, sie immerfort anspricht, ihnen zu Diensten steht und bald ihr wichtigster Partner im Umgang mit den Besatzern ist.

There's the mayor's office!, sagt er zu dem Commander und geleitet ihn zur Treppe hinauf. Der Commander lacht *amused* und reicht ihm eine Schachtel *cigarretts*.

Only for the father, sagt er und lacht. Der Vater kann die Schachtel aber nicht bekommen, er ist noch in *the war*. Am liebsten möchte Fritz ins

Amtszimmer mit hinein, aber einer der Bewacher schiebt ihn zurück. Der Commander poltert in das Amtszimmer, seine Ordonnanz hinterdrein. Sie postiert sich links und rechts von der Tür.

Guten Tag Sir, I'm commander Mitchell! Er reicht Bürgermeister Wiesner sogar die Hand. Dieser springt beflissen auf und schiebt ihm einen Sessel hin. Der Leutnant fläzt sich hinein, streckt seine langen, mit Gamaschen beschuhten Beine von sich, reicht dem Bürgermeister eine Zigarette dar und zündet sich selbst eine an. Der Bürgermeister raucht nicht, aber er steckt sie in seine Jackentasche. Auch die Posten stecken sich eine Zigarette an und blasen weißen Qualm zur niedrigen Bürodecke empor.

Here no Nazis, no picture of Hitler on the wall?, näselt der Commander zweifelnd und schaut sich um. Er sieht den weißen Fleck an der Wand und grinst. *Oh, it's fell down!* Bürgermeister Wiesner versteht nicht, aber er ahnt, was gemeint ist, und er ist ziemlich eingeschüchtert. Schließlich hat er ja hier die Besatzungsmacht vor sich. Aber eine ihm sehr genehme Besatzungsmacht, vergleichen mit der der Russen. Wohlweislich aber hat er das Bild des Führers abgenommen.

Die Gebete meiner Schwester sind erhört worden. Sie sitzt nicht mehr in der Küche und bibbert. Ihr ängstliches Gesicht hat sich ein wenig aufgehellt. Auch die Gesichter der anderen Dorfbewohner sind freundlicher geworden, nachdem die Amerikaner eingezogen sind. Nun scheint alles doch nicht so schlimm zu kommen.

Here's the order for the proclamation! Der Commander reicht dem Schulzen ein Papier hinüber. Der nimmt das Befehlspapier ehrfürchtig entgegen und deutet eine schwache Verbeugung an. Geht in Ordnung, sagt er und erhebt sich, ist *okay!* Der Commander macht aber noch keine Anstalten, zu gehen.

We need quarters, verstehn, a..., a..., ihm fällt das deutsche Wort nicht ein.

Quarters, quarters?, I nix verstehn, hebt der Bürgermeister ratlos die Schulter. Mitchell geht hinaus und holt Fritzen herein.

Hey, you, tell him, we need quarters! Der Commander braucht Quartiere, sagt Fritze stolz.

Für wie viel Leute?, fragt der Bürgermeister. Fritze übersetzt.

For five or six men – für fünf oder sechs Männer. Er sagt es erst auf Englisch und dann auf Deutsch, weil er ein bisschen protzen will. Der Commander wuschelt Fritzen über den Kopf.

You're my translator – Ich bin sein Übersetzer! Fritze tippt sich stolz an seine Brust. Ab sofort läuft jetzt alles über den jungen Dolmetscher. Die Abordnung wird von Fritz ins gegenüberliegende Gasthaus von Bauermann geleitet. Er hält sich zur Verfügung, bis ihn die Herren vorläufig nicht mehr brauchen. Mit ein paar Fleischkonserven zieht es ihn schnell heimwärts. Da kann man mal sehen, wie nützlich einem eine Fremdsprache sein kann.

Klingelmann Yourch watschelt mit seinen großen Kurkelschuhen

Gevatter Kluse schimpft wie ein Rohrspatz, neben ihm seine sabbernde Frau und der giftige Terrier:

»Nicht einmal der Teufel persönlich wird meinen Hof betreten!« Und um zu beweisen, wie ernst ihm seine Drohung ist, stellt er sich mit erhobener Axt in Positur. »Da steht der Teufel ja schon persönlich«, sagt einer der Monteure. Aber was nun? Guter Rat ist nötig. Ich muss den Bürgermeister holen, aber auch der kann den Nachbarn nicht umstimmen. Dieser glaubt schon den Sieg davonzutragen, hat aber nicht mit der Findigkeit der Monteure gerechnet. Plötzlich vernimmt er ein Klopfen und Hämmern am oberen Giebel. Mauersteine und Mörtel fallen auf seinen gepflegten Hof, zwei Balken werden heraus geschoben, verkeilt und befestigt. Wenig später schaut ein hohnlachendes Monteursgesicht heraus. Der dazugehörige Körper zwingt sich durch das Mauerloch und befestigt die Isolatoren. Der andere Ü-Mann erklimmt mit den Drähten den Lichtmasten und befestigt sie daran. Seelenruhig klettert er dann herunter und wirft die Drähte über das Staketentor des böswilligen Nachbarn. Der will sie sofort ergreifen und abreißen, da durchfährt ihn ein donnerndes: »Halt, Opa, das machste nur einmal! Was meinst, warum ich Handschuhe an habe?« Vetter Kluse zuckt vor dem Teufelsdraht zurück. Den angelt sich der Mann auf dem Podest mit einem langen Draht und schließt ihn an die Isolatoren an. Eine halbe Stunde später flammt in unserer Wohnküche die elektrische Glühlampe auf.

Die Elektrischen haben obsiegt, weil der böse Nachbar nicht wusste, dass der Strom abgeschaltet worden ist. Alle, die Licht haben, sind für ihn die *Elektrischen*. Mit denen, und besonders mit den Evakuierten, hat er noch Jahre später nichts im Sinn. Einer der Elektrischen hat im Dorf eine Liebschaft gefunden. Eine vereinsamte vermeintliche Kriegswitwe. Als der Ehemann eines Tages doch unvermutet eintrudelt, findet er seine Frau im Bett mit dem Anderen. Er muss es in Kauf nehmen. Da hat er in den schweren Jahren der Gefangenschaft sich so nach der Wärme seiner Frau gesehnt, nach ihrer Liebe verzehrt, und nun hatte sei sich mit



Unsere Familie in der Wohnküche

einem Anderen getrübet. Er sitzt ganz gebrochen in der Schänke und sagt nach ein paar Bieren und Schnäpsen: »Meine Frau hat nicht auf mich gewartet. Sie hat jetzt einen Elektrischen.«

Wir jedoch ziehen in unser Haus und sind übergücklich. Der Bauer hilft uns dabei mit dem

Kuhwagen. Viel haben wir eh nicht zu transportieren. Im Zimmer zum Hof schlage ich mich mit meiner großen Schwester um die mit einem Strohsack aufgeschütteten Betten. Ich muss mit dem am Fenster vorlieb nehmen. Kaum sind wir eingezogen, regnet es auch schon durchs Dach. Das Blech ist schadhafte, hinzu kommen verrostete Nägel, das Wasser findet seinen Weg durch die gerissenen Löcher. Das Blech muss herunter. Der Dachdecker nimmt es mit Freuden, beschafft uns Schieferplatten dafür, deckt das Dach neu ein. Wir sitzen im Trockenen, im eigenen Haus, können das Glück kaum fassen, fühlen uns wie frühere Gerechtigkeitsbesitzer mit eigenem Grund und Boden.

Alle zwei Monate kommt ein Brief von Onkel Hanfried. Er hofft auf weitere Begnadigung. Nach Ostern kommt die Nachricht, dass die Haft auf 12 Jahre beschränkt wird und der Onkel wegen guter Führung eher entlassen werden könnte. Sonst schreibt er, dass es ihm gut geht. »Was soll er auch anderes schreiben«, meint der Vater. Tante Jenny weint vor Freude. Sie hegt die Hoffnung, einmal nach Radom fahren zu können und den Onkel zu besuchen. Wir raten ihr davon ab:

»In Polen giltst du als Verräterin, weil du einen Deutschen geheiratet hast«, sagt der Vater. »Sie werden dich nicht unbehelligt lassen.« Schwere Herzens entschließt die Tante sich, nicht zu fahren.

Der Sohn der Tante, mein Cousin Werner, ein lustiger, kluger und zu jedem Spaß aufgeregter Typ, hat sich von der HJ schnell gelöst. Er will einen neuen Weg einschlagen. Eine Lehrstelle ist nicht in Sicht, er arbeitet beim Bauern in der Landwirtschaft. Aber dort will er nicht bleiben, deshalb kommt es ihm gelegen, dass Leute für die KVP gesucht werden.

Er tritt in die Fußstapfen seines Vaters, wenn auch für eine andere Sache. Denn nun ist eine andere Zeit angebrochen, eine Zeit des *antifaschistisch-demokratischen* Aufbaus. Und diese Zeit braucht neue Kräfte zu ihrer Sicherheit und ihrem Schutz. Da wird kaum gefragt, wo du herkommst und was du warst. Sie suchen geeignete Leute. Mit 18 geht er zum Polizeilehrgang und danach zur KVP (Kasernierte Volkspolizei). Von dort sollte er über die NVA seinen Weg und eine steile Karriere machen.



Mein Cousin bei der KVP

Der neue Pfarrer Siegbert Haas hat die Küsterwohnung neben der Kirche in Beschlag genommen und sich im Dorf gut eingelebt. Nun hat er die Aufgabe, sich besonders um die Konfirmanden zu kümmern, sie auf dem Weg zum Tisch des Herrn zu begleiten und zu betreuen. Er hält den Konfirmandenunterricht ab und bereitet uns auf die Konfirmandenprüfung

vor. Abends treffen wir uns reihum zur Bibelstunde und Erbauung in den Stuben der Mädchen. Es sind die mehr oder weniger bekannten Spel-
lestunden, für uns mit einem ganz bestimmten Hintergrund: nämlich mit unseren Mädchen zu schäkern. Die nahe daran wohnen, bringen ein
paar Stühle mit. Heute treffen wir uns bei der flotten Anneliese, einem
quicklebendigen Mädchen mit schönen langen und schlanken Beinen. Sie mag mich, schaut mich mit ihren flinken Äuglein verliebt an und hat
mir schon neben sich einen Platz reserviert. Auch sonst nimmt sie mich
in Beschlag. Mir verschafft das eine Gänsehaut und ist mir peinlich zu-
gleich. Erst vor einigen Wochen musste ich sie zum Schuster begleiten. Schuster Kumisch, ein älterer Herr, der die kleinen Mädchen liebt und
auf seinem Schoß reiten lässt, hatte sie schon das dritte Mal bestellt, und
die Stiefel waren noch immer nicht fertig. »Warum soll ich denn mitge-
hen?«, frage ich.

»Na, beim letzten Mal musste ich die Stiefel anprobieren, und er hat
nachgeschaut, ob die Beine oben dicker werden.« Ich lasse mich über-
reden und gehe mit hinein. Der Schuster schaut mich ärgerlich an und
sagt:

»Was willst denn du hier? Ihr habt doch gar keine Schuhe gebracht!«
»Doch«, sage ich, »die Schuhe von meiner Mutter. Die sollen besohlt wer-
den.« Er sucht im Regal der unreparierten Schuhe. Es riecht nach Pech,
Klebstoff und gegerbtem Leder. Unter seiner Brille funkeln seine flinken
Augen hervor:

»Sind noch nicht fertig. Du kannst gehen. Komm in drei oder vier
Tagen noch mal wieder!« Anneliese bittet mich mit den Augen, nicht zu
gehen. Ich bleibe stur stehen. Der Alte sieht, dass er heute nichts errei-
chen kann. Er wirft ihr die Stiefel vor die Füße und rechnet. Fünf Mark
und fünfzig Pfennige! Anneliese gibt ihm sechs Mark und zieht mich mit
hinaus. »Gott sei Dank«, sagt sie, »der alte Bock!« Das nächste Mal traue
ich mich zu dem alten Bock nicht hinein. Aber auch meine Schwester will
die Schuhe nicht abholen. Schließlich muss die Mutter selber gehen. Die
reifen Frauen mag er nicht so sehr.

Ich sitze nun neben Anneliese auf dem alten Plüschsofa, und sie him-
melt mich an, drückt ihr Bein an das meine. Mir wird ganz seltsam zu
Mute. Pfarrer Haas spricht das Gebet zur Einleitung; ich erröte und ver-
berge meine Befangenheit unter frommer Anteilnahme. Dann lesen wir
einige Verse aus der für uns langweiligen Apostelgeschichte des Paulus
und denken nur an das Ende des offiziellen Teils, da der Pfarrer gehen
soll und wir unter uns wären. Doch heute will Haas kein Ende finden.
Als er sich endlich erhebt und zum Gehen anschickt, atmen alle auf. Er
verabschiedet sich mit dem Frieden des Herrn.

»Geh mit Gott, aber geh«, sagt Helmut, das Matheass, leise hinter sei-
nem Rücken. Jetzt kommen wir aber zu unserem liebsten Spiel: *Wie gefällt
dir dein Nachbar?* Ein Spiel ähnlich dem *Bäumchen wechsle dich*. Wir bilden

Pärchen auf zwei Stühlen. Ich bin am glücklichsten dran, denn ich habe mit Günther das Sofa erwischt. In jeder Ecke sitzen wir mit je einem Mädchen und zeigen, was für Draufgänger wir sind. Günther hat Heidelore im Arm, und ich warte mit Schmerzen darauf, bis ich sie ihm wegschnappen kann. Das Licht wird gelöscht, und die Nummer eins beginnt: »Wie gefällt dir dein Nachbar?« Sagt der *gut*, so musste die Nummer weiterfragen, bis einer *schlecht* sagt. Der durfte sich dann eine andere Partnerin wünschen. Endlich komme ich an die Reihe. Ich wünsche mir Heidelore herbei. Ihr ist das nicht unangenehm. Sie schmiegt sich zärtlich an mich. Da halte ich nun das drallige Mädchen im Arm, das von allen so begehrt wird und weiß nicht, wie ich es anfangen soll. Kaum habe ich es eng an mich gezogen und zu küssen versucht, da wird es mir auch schon weggeholt. So mancher Seufzer wurde an solchen Abenden getan. Sie waren unbeschreibbar schön, bis wir aus dem pubertären Alter heraus waren.



Mädchen der Radsportgruppe

Das kulturelle und sportliche Leben kommt wieder in Gang. Der Chor probt unter dem alten Dirigenten und beginnt wieder zu singen. Es sind die neuen alten Lieder, ausgenommen die des nationalsozialistischen Liedguts: *Im schönsten Wiesengrunde steht meiner Heimat Haus ...*, *Oh Berge weit, ihr Täler ...* und so weiter. Auch die Radsportgruppe holt die alten Räder hervor und probt das Reigen- und Kunstfahren, das sie während des Krieges unterbrochen hat. Der Arbeitersportverein mit seinen Kunstfahrern war die aktivste Sportgruppe im Dorf. Nun möchten sie es wieder werden. Das wird schwierig, denn die Räder haben gelitten. Ersatzteile, neue Schläuche und Reifen gibt es nicht. Mühevoll flicken

8 LEHRE UND BERUF

»Du musst einen Beruf erlernen«, drängt die Mutter, »kannst nicht immer hier zu Hause rumhängen.« Von Rumhängen kann überhaupt keine Rede sein. Ich habe schon angeführt, was ich alles zu tun habe. Ich weiß auch nicht, was für einen Beruf ich ergreifen soll. Die Handwerksbetriebe halten sich mit der Ausbildung von Lehrlingen noch zurück. Und ich habe auch gar keine Vorstellung von irgendeinem Beruf, den ich erlernen könnte. Der Beruf des Pastors oder Försters ist eh dahin ohne Abitur.

»Geh nach G. zum Bäcker in die Lehre, da kannst du später seine Tochter heiraten und die Bäckerei übernehmen«, meint die Mutter. *Aber das will sich mir nicht* – Striezelbäcker zu werden, wo man schon vor dem Aufstehen aus den Federn muss. Und die Bäckerstochter mit dem Hintern wie ein Paradedpferd mag ich auch nicht. Einmal stand sie mit der Mehlschürze vor dem Backs in G. und lächelte mich so seltsam an, dass ich ohne Grüßen vorüberschlich. In G. wohnte nämlich das alte Milchen, die Tante meiner Mutter und Mutter meiner Patentante Lucie, eine spaßige Frau, die unendlich Geschichten erzählen konnte und neunundneunzig Jahre alt geworden war.

Ich muss mich umsehen, was ich so lernen könnte, nachdem ich die höhere Schule hinter mir gelassen habe. Norweger-Albert ist schon kräftig in W. bei einem Zimmermeister in seinem gelernten Beruf tätig. Der sucht noch einen Lehrling, gibt er meiner Mutter zu verstehen. Als der Vater nach Hause kommt, muss ich mit nach W. und bei dem Meister vorstellig werden.

»Ein bisschen schwächlich«, sagt der, obgleich selbst kein Herkulestyp. Er will auch gleich wissen, warum ich von der Oberschule abgegangen bin. Nach der Erklärung erkundigt er sich sogleich, wer unseren Bau gezimmert hat. Er hatte es von Norweger-Albert erfahren, dass da ein Evakuierter zu bauen anfing. Das passt ihm gar nicht, dass Vater ihn übergangen hat.

»Hast du auch Lust dazu, diesen Beruf zu erlernen?«, fragt er mich herausfordernd. Ich nicke verunsichert. »Und bist du auch schwindelfrei?«

»Ja«, sage ich. Und schon jagt er mich auf einen Anbau hinauf, auf dem die Balkenlage gerade aufgelegt ist. Ich balanciere über den Mittelbalken und brauche nicht einmal die Hände auszubreiten. Er scheint zufrieden. Schließlich erklärt er sich bereit, einen Lehrvertrag abzuschließen.

Unter dem Beruf eines Zimmerers kann ich mir nicht allzu viel vorstellen, habe aber immer die Männer bewundert, wie sie in der schwarzen Kordkluft mit breiten Hosenbeinen, blanken Knöpfen und breiten Hüten auf den Dachstühlen herumturnten. Wenn ich es recht bedenke, könnte es mir gefallen.

»Du kannst schon am Montag anfangen«, sagt der Meister. »Arbeit

gibt's genug. Werkzeug musst du dir nach und nach anschaffen. Sieben Uhr ist Arbeitsbeginn.« Noch am selben Abend setzt die Mutter sich hin und näht mir einen Arbeitsanzug aus alten, grauen Strohsackbezügen. Ich bin verärgert, denn ich will einen echten schwarzen Manchesteranzug, wie Zimmerleute ihn tragen, haben und einen breitrempigen Hut dazu. »Geh zum Schäfer, vielleicht borgt der dir seinen und wo soll ich den Stoff hernehmen«, klagt die Mutter. So ziehe ich los, nicht einmal wie ein Schlosser an meinem ersten Arbeitstag. Schon am zweiten Tag ist Norweger-Albert wie umgewandelt. Er kehrt den Gesellen heraus und lässt mich die alte Wahrheit spüren: *Lehrjahre sind keine Herrenjahre*. Noch bevor ich irgendetwas gemacht habe, soll ich es schon können.

»Nun zerr doch die Säge nicht so! Ziehen und nicht schieben! Hol die Stemmmaschine ran, schäl die Balken! So wird gewinkelt – drei mal sechzig und drei mal achtzig, von Schenkel zu Schenkel, die Drei-Meter-Latte dazwischen, das ist dann winklig!«

Ich sage: »Das ist die Hypotenuse.«

»Was ist das?«

»Drei mal sechzig und drei mal achtzig sind die Katheten im rechtwinkligen Dreieck und gegenüber ist die Hypotenuse!«

»So ein altkluger Rotzbengel, will mich belehren! Warum bist denn nicht auf der Oberschule geblieben?« Ich antworte nicht, weil er es schon weiß. Aber seit der Zeit habe ich bei ihm versch..., wie man sagt. Wenn ich ihn etwas frage, knurrt er:

»Lausch dir's ab!« Und so frage ich nicht mehr, sondern versuche mir etwas abzulauschen. Langsam bekomme ich Interesse an dem Beruf. Es ist immer wieder faszinierend, wenn ein neues Bauwerk entsteht, wenn man es wachsen sieht und darüber die Konstruktion von Balken, Streben und Sparren sich erhebt.

Über dem First dann die Richtkrone mit bunten Bändern, die Sprüche und das Trinken aus Gläsern und Bechern mit den besten Wünschen für Frieden und Wohlergehen im neuen Haus. Das ist doch erhebend, nur bräuchte man verständnisvolle Gesellen, die einem das Leben nicht zur Hölle machten. Für mich waren die Gesellen, mit zwei Ausnahmen, Gesellen alter Schule, die den Lehrling als Fußabtreter ansahen, ihn zu schurigeln vermochten, wo sie es nur konnten. Manchmal musste ich mich überwinden, um nicht zu widersprechen und aufzumucken. Mit Grauen ging ich manchmal zur Arbeit, aber große Dankbarkeit spürte ich, wenn die zwei genannten Gesellen mir freundlich entgegenkamen.

Meister Pfützenreuter ist ein mittelgroßer, etwas unsicherer Mann mit schütterem Haar, flinken und unsteten Augen. Er ist mit drei Söhnen gesegnet, von denen die zwei jüngeren maßlos verwöhnt werden und ihm noch viel Kummer bereiten sollten, als es an die Verteilung des Erbes ging. Herbert, der ältere, hat bald die Schule hinter sich gebracht und soll selbstverständlich eine Lehre als Zimmerer beginnen.



Meister Pfützenreuter mit Lehrling

Siegfried und Wolfgang sind zwei und vier Jahre alt und lenken den Vater oft von der Arbeit ab. Doch nie wird ihm das lästig, liebevoll nimmt er sie auf den Arm, besonders den mittleren, lässt sie über Balken balancieren und spricht mit ihnen, erklärt, was gerade getan wird und interessiert sie schon früh für seinen Beruf, der vielmehr für ihn Berufung ist.

Die Meisterin, eine resolute, aber freundliche Frau, hat, wie es scheint, die Hosen an. Die Familie wäre nicht vollständig, wenn der alte Meister nicht erwähnt würde, der brummige alte Heinrich, welcher sich fast nur noch mit der Imkerei beschäftigt. Kommt er mal in die Werkstatt, baut er an seinen Bienenwaben und -kästen herum oder leimt mal einen Stuhl zusammen, der aus dem Leim gegangen. Wenn es aber an den Treppenaufbau geht, kann der junge Meister auf den alten nicht verzichten. Dann muss der den Aufriss machen, die Wangen verleimen, ausstemmen, das Geländer zurechtfräsen und die Treppe einpassen. Da ist der Alte Spezialist, nicht mehr so wortkarg und gibt gern sein Wissen und seine Geheimnisse preis.

Neben den Zimmermannsgesellen Heinrich und Oskar tummeln sich auch noch zwei Tischler in der Werkstatt. Kurt, der Sohn von Heinrich und Willi, der Taubstumme. Frau und Kinder des letzteren, fleißigen und pfiffigen Gesellen, sind ebenfalls taubstumm. Die Ehegatten führen eine Ehe wie Turteltauben, und die kleine Tochter ist sein Engel auf Erden.

Voller Bewunderung blicke ich auf den Taubstummen und habe noch nie einen Vater gesehen, der so liebevoll mit seinen Kindern umzugehen vermag wie er. Auch sonst ist er freundlich und mitteilend, erklärt gern dieses und jenes, wobei er meist herumflunkert. Hat man sich aber erst einmal an seine Taubstummensprache und -gebärden gewöhnt, hört man ihm gern zu und wenn nicht, dann muss man so tun als ob, sonst wird er ungemütlich. Besonders ärgerlich wird der Meister, wenn Willi an der Dicktenhobelmaschine zu tun hat und die Maschine abzuwürgen droht. Sie dreht in die tiefsten Töne ab und scheint ihren Geist aufzugeben. Späne, so dick wie Kienstücke, fliegen dann aus den Messerspalten, aber Willi rechtfertigt sich, dass er es doch nicht hören könne.

»Aber sehen«, meint der Meister und macht eine Bewegung mit den Händen an seine Augen. Willi zuckt nur mit der Schulter, lacht mir ver-

9 VON DER INSEL RÜGEN IN DIE SCHORFHEIDE

Bevor ich im Ferienhaus des VEB Bau-Union Nord meine paar Sachen unterbringe, eile ich hinunter zum Bodden. Es ist noch nicht das große Meer, das ich sehe; ich bekomme aber eine Vorstellung von seiner unendlichen Weite. Die Wellen schäumen und schlagen an die Kaimauer. Starker Wind weht von See, umbraust meine Gesicht, zerzaust meine Haare. Ich atme die würzige Luft von Salz und Meer. Staunend gehe ich den Kai entlang, tauche meine Fußspitze in die am Kai brechenden Wellen.

Noch nie in meinem Leben war ich am Meer. Fernweh kommt auf. Erinnerung an das vorletzte Kriegsjahr, in dem wir nach Zoppot fahren wollten. In der Ferne über dem Bodden liegt Dranske, und dahinter tut sich die große Ostsee auf. Heraus aus der Enge und dem Alltagsrott des kleinen Dorfes, kann ich mich nicht satt sehen an dem einzigartigen Meer. Keinen einzigen Gedanken verschwende ich mehr an das Dorf. Erstmals auf mich allein gestellt, auf keinen mehr angewiesen, muss ich mich hier zurechtfinden.

Am anderen Tag gehe ich beklommenen Herzens zur Baustelle. Keiner weiß so recht, was hier eigentlich gebaut werden soll. Die einen munkeln, es werden Gefängnisse, die anderen sagen, es wird am Rügendurchbruch gebaut. Das hätte Adolf auch schon versucht, aber dann aufgeben müssen. Ich bin ein kontaktfreudiger Mensch, gehe ohne Schwierigkeiten auf Menschen zu. Ist mir jemand sympathisch, bin ich gleich aufgeschlossen und mitteilzaam. Mit mir stehen noch zwei Holzwürmer vor dem Baubüro des Poliers. Ich freunde mich gleich mit ihnen an. Der Polier ist ein hoch aufgeschossener und kräftiger Mann. In schwarzer Kordhose und ärmelloser Weste steht er vor uns und kontrolliert unsere Gesellenbriefe.

»Habt ihr auch Werkzeug? Ohne Werkzeug ist hier nichts zu machen.«
»Natürlich haben wir Werkzeug«, sage ich und schaue meine Mitbewerber überzeugend an. Der Größere, Willi, ein gutmütiger Kerl mit vollem schwarzem Haar, lebt auf der Insel, stammt aber wie ich aus den Ostgebieten. Der Andere, Erich, ein blonder Bursche aus Ribnitz-Damgarten, is'n echte Jung von der Waterkant und spricht das niederdeutsche Platt in Vollendung. Beide sind mir gleich sympathisch.

Es kommt mir vor, als ob wir uns schon immer kennen würden. Willi ist gelernter Stellmacher und Erich Tischler. Ich bin der einzige Zimmermann. Das sieht auch der Polier aus den Papieren.

»Du machst den Natschalnik, den Brigadier«, sagt er. »Na, dann kommt mal mit.« Er führt uns an einen Boddensee von ungefähr einem Hektar Größe. »Den wollen wir auspumpen. Ihr müsst hier einen Steg hineinlegen, ein ziemlich festes Podest. Darauf installieren wir dann das wertvolle Pumpaggregat mit den Rohren. Die müssen fest aufliegen, dürfen nicht ins Wasser rutschen. Rundhölzer und Bohlen liegen auf dem



Unsere Meister-Mannschaft – unvergessene Freunde. Obere Reihe: Links der Trainer und ehemalige Nationalspieler Arthur Palinski. In der Mitte der Autor mit Klapsband. Rechts der Mannschaftsbetreuer und Fleischermeister Schwanz.

Wir sind Rügenmeister und freuen uns wie die Weltmeister. Die Siegesfeier ist gleichzeitig der Abschied von der Insel. Die Bau-Union ist am Ende. Die Bauarbeiten werden eingestellt. Erst jetzt spüre ich wehmütig, wie lieb ich die Insel gewonnen habe. Über ein halbes Jahr war ich nicht mehr zu Hause und niemals hat mich das Heimweh gepackt. Eine echte Freude will nicht aufkommen.

An unserer Tafel sitzen auch ein paar Mädchen und Frauen, die zu einigen Spielern und Betreuern gehören. Neben mir Johanna, eine 31-jährige Krankenschwester. Sie ist Sanitäterin, Näherin und Wäscherin für unseren Verein in einem und wird von allen Seiten abgeküsst. Ich flüstere ihr zu, dass mir diese Herumküsserei nicht gefällt. Sie streift mich mit der duftenden Wärme einer reifen Frau, streichelt mir zärtlich übers Haar, neigt sich mir entgegen und sagt: »Das ist doch nicht wichtig, wer einen küsst. Wichtig ist nur, wen man wiederküsst.« Dabei drückt sie ihre Lippen sanft auf meinen Mund, nur flüchtig, aber alles Glück der Welt liegt verheißend in diesem Kuss. Wieder etwas gelernt.

Nach Mitternacht bringe ich Johanna nach Hause. Sie ist Witwe und dreizehn Jahre älter als ich. Vor zwei Jahren hat sie ihren Mann auf See verloren. In ihrer kleinen Schlafkammer steht ein Himmelbett mit bunten Vorhängen. Es steht dicht vor dem einzigen winzigen Fenster. Der beblümete Vorhang ist nicht zugezogen. Johanna löscht das Licht und beginnt sich auszuziehen. Zuerst löst sie ihre Strumpfbänder und streift die

Nylons herunter, dann lässt sie den Rock fallen und knöpft ihre Bluse auf. Ich, in meinem Liebesdrang und jugendlichem Ungestüm, gehe auf sie zu und bin ihr behilflich, umschlinge die zierliche Frau und bedecke ihr Gesicht mit Küssen. Doch sie schiebt mich sanft zurück und macht sich am Bett zu schaffen. Mit der einen Hand am Bett, mit der anderen entblößt sie sich vollends. Der Mondschein fällt durch das viergeteilte Fenster, flutet an ihren Brüsten und Schenkeln herunter und wirft einen kleinen Lichtkegel auf den Bettvorleger, auf dem ich stehe und in wildem Verlangen zusehe.

»Nicht so stürmisch, mein Kleiner«, sagt sie, »die Nacht ist noch lang.« Dann zieht sie mich wie einen Lakai hinter sich her, schiebt die Decke zwischen sich und mich, umfasst meinen Kopf und liebkost mich mit ihren erfahrenen Lippen. Johanna ist ausgehungert nach Liebe. Ihre Lippen jagen mir wahre Schauer über den Rücken. Ich zerre an der Decke und wühle mich an sie heran, dabei spüre ich wie ihr Verlangen sich mehr und mehr steigert, bis wir beide lustvoll und dicht beieinander liegen.

»Ich habe zwei Jahre schon keinen Mann mehr gehabt«, sagt sie und umschlingt mich heiß mit verlangenden Armen. Der Baldachin kommt ins Schwanken. In Johannas Himmelbett erfahre ich die intimsten Geheimnisse der Liebe. Sie nennt mich ihr Dummerchen, obgleich ich sie die ganze Nacht beschäftige. Und zum Schluss bedrängt sie das *Dummerchen*, nicht wegzufahren. Mit einem Strauß Astern steht sie am Anlegesteg der Fähre nach Stralsund.

Die Arbeit für uns Zimmerleute auf dieser Insel war ein kurzes und schönes Intermezzo. Unsere Brigade wird verlegt, verlegt in die Schorfheide. Dort sollen wir an einem Flugplatz für die SAG arbeiten. Ein strategisches Objekt für unsere Freunde, für den Schutz des Friedens und unserer Republik. Über dem Rügendamm entschwindet die Insel meinen Blicken. Ich habe mir vorgenommen, so bald wie möglich hier her zurückzukommen. Aber meist wird das nicht wahr, was man sich vorgenommen.

Ankunft in Vogelsang – Schorfheide. Zehn Kilometer Fußmarsch zur Baustelle bis Groß Dölln. Ein Stück vom Vätersee entfernt liegt die Baustelle mitten in einer großen Waldlichtung. Hohe Kiefernäume säumen das Barackenlager. Die Schorfheide in der Uckermark ist ein wunderschöner Landstrich zwischen Finow und Templin. Ausgedehnte Wälder, die schon den Nazigrößen Göring und Konsorten als Jagdgebiet dienten, beherbergen prächtiges Rotwild, deren größter Jäger während der Nürnberger Prozesse in die ewigen Jagdgründe eingegangen. Jetzt und später residieren dort schon seine Nachfolger, die die Jagdhäuser und Schlösser in Besitz nehmen und sich gleichfalls zu großen Jägern entwickeln sollten.

Die sowjetischen Freunde haben ihre Wohnstätten ein paar hundert

Meter weiter von denen der Deutschen bezogen. Die Zeit drängt. Es muss so schnell wie möglich am Rollfeld und an den Nebenanlagen weitergebaut werden, damit die Mig15 starten können. Westberlin ist nur einen Kurzstart entfernt. Die sowjetische Luftwaffe muss Präsenz zeigen, darum macht die Sowjetische-Aktien-Gesellschaft mächtig Dampf. Wir melden uns auf dem Holzplatz bei Zimmerpolier Kurt Jung, einer schlesischen Lerge, wie ich sofort an seiner Aussprache erkenne. Er stiefelt stolz in reiner Zimmermannskluft und breitkrempigem Hut daher und gibt sich sehr leutselig. Ein freundliches Lächeln schleicht sich in sein Gesicht, als er erfährt, dass auch ich aus den Ostgebieten stamme. Schon am nächsten Tag geht es an die Arbeit. Leeren verlegen, auf denen die Betonverteiler entlangfahren und die Rollbahnabschnitte betonieren. Ein Tiefbauingenieur ist immer zur Stelle und kontrolliert den Unterbau. Wenn die Flieger aufsetzen, drücken einige Tonnen Gewicht auf die Rollbahn. Da darf nichts nachgeben, sonst drückt so ein Düsenjet seine Nase in den nicht genügend harten Beton. Als das zum ersten Mal passiert, kommt sofort das Wort *Sabotage* auf. Die Freunde trauen den Deutschen nicht. Ein sowjetischer Major erscheint und stellt strenge Verhöre an. Der deutsche Ingenieur wird als Saboteur verdächtigt und verschwindet spurlos. Seitdem müssen aus allen Mischungen Härteproben entnommen werden. Wir erhalten eine gute Norm. Gemeinsam mit den Tiefbauern und Betonarbeitern erhalten wir 1,11 Mark pro laufenden Meter. Das hört sich gut an, darin sind aber die ganzen Vorarbeiten enthalten: Die Grob- und Feinplanung, die Verdichtung des Bodens, die Verankerung der Leeren und die haargenaue Ausrichtung. Auf uns Zimmerleuten lastet eine hohe Verantwortung. Ich kann etwas Russisch und gut Polnisch, unterhalte mich mit dem Major der Luftwaffe und freunde mich mit ihm an. Eines Tages schleppt er mich in ein startbereites Flugzeug, stülpt mir den Helm und die Atemmaske auf und steigt mit dem Deutschen auf in die Wolken. Oben in den Lüften zeigt er mit ausgestreckter Hand auf den kleinen Fleck, der einmal ein richtiger Düsenflugplatz werden soll und schreit:

»Arbeit schlecht, zu langsam, geht nicht voran!« Ich sage: »Es geht nicht schneller. Wir arbeiten schon zehn Stunden und mehr am Tag und sogar sonntags.« Er winkt ab und steuert wütend die Bahn an, die am Waldrand als Erstes gezogen worden ist. Große Angst erfasst mich, dass der Beton nicht hält. Ich bin einer der ersten Deutschen, der in einer sowjetischen Mig gesessen ist. Ein großes Erlebnis, trotzdem wackeln mir die Knie.

»Wir dachten, ihr stürzt ab oder er schmeißt dich oben heraus«, sorgen sich meine Kumpels. Ich erkläre ihnen, was er von uns will.

»Lass ihn nur wollen, sagen sie. Mehr als arbeiten können wir nicht.« Der Polier kommt heran und schaut mich mit achtungsvollen Blicken an. Er fragt mich aus, wie ich zu der Ehre gekommen. Und wieder habe ich

in einem Vorgesetzten einen Fürsprecher gefunden, bekomme für meine Brigade die besten Arbeiten, aber oftmals holt er uns auch zur Sonntagsarbeit heran. Als Erstes kaufen wir uns ein paar Mifa-Fahrräder, um mobil zu sein. Mit den Rädern erkunden wir die schöne Gegend. Vom Polier verlangen wir einen freien Tag. Westberlin ist der Anziehungspunkt, eine Zimmermannskluft kaufen unser Begehrt. Mit den Rädern geht es nach Vogelsang und dann mit der Bahn in den Stadtteil Gesundbrunnen.

Umtausch unseres sauer verdienten Geldes eins zu sieben. Das ist noch günstig. In einem Schaufenster betrachten wir die Berufsbekleidung: Maurer-Anzüge, Schlosser-Anzüge, alle Arten Kittel und natürlich die begehrte Zimmermannskluft. Die große Zimmermannspuppe trägt noch ein schmuckes, rotes Halstuch. Alles ist vorhanden, da stehen wir nur staunend vis-a-vis. Etwas beklemmend und zögernd betreten wir das Geschäft, befürchten, dass unser Geld nicht reicht. Die Verkäuferin empfängt uns freundlich und fragt sofort nach unserem Begehrt.

»Wir sind Zimmerleute«, sagt Erich in seinem niederdeutschen Platt. »Ah, da möchten Sie sich wohl einkleiden«, betont die Dame und schaut etwas geringschätzig auf uns herunter. Sie hat sofort festgestellt, wo wir herkommen, führt uns zu einem langen Garderobeständer mit herrlichen Zimmermannsanzügen. Bevor wir uns auch nur richtig umsehen können, hat Willi auch gleich eine Jacke über die Schulter gestülpt bekommen. Ich probiere eine Hose mit Doppelreißverschluss vorn, dessen Klappe das beste Mannesstück verhüllt und sich auch schnell, wenn es *pressiert*, öffnen lässt. Dazu die Weste mit glänzenden Perlmutterknöpfen. Jacken, Hosen und Westen sitzen wie angegossen, wir behalten sie auch gleich auf dem Leib. Schließlich binden wir uns noch solche zünftigen Halstücher um, geknüpft mit echtem Zimmermannsknoten.

»Gut sehen Sie aus«, belobhudelt uns die Verkäuferin. Als sie uns die Rechnung präsentiert, werden wir blass. Erich möchte am liebsten alles gleich wieder ausziehen. Untereinander tauschen wir unser Geld aus, bis es der Summe entspricht. Fast Tausend D-Mark lassen wir in dem Geschäft. Die Dame schmunzelt und geleitet uns kundenbeflissenen hinaus. Stolz zeigen wir uns mit der zünftigen Kleidung – der Hose mit dem breitem Schlag, der Weste und Jacke mit



Unsere Zimmerer-Brigade



Der Autor

Heim, in dem meine Freundin arbeitet, komme ich nicht. Dort sei keine Stelle frei. Ich müsse in einem *Spezialheim* meine ersten Sporen verdienen, einem Heim für milieugefährdete und schwer erziehbare Kinder. Dort würde ich auch mehr verdienen. Was auf mich einstürmt, ist so neu und richtungsändernd, dass ich fürchten muss die Kurve nicht zu kriegen. Vom Zimmermann zum Heimerzieher und später vielleicht zum Lehrer. Eine verheißungsvolle Perspektive, auf die ich mich eingelassen habe, die mein Leben grundlegend verändern soll.

Der Sonntag ist heran, an dem ich in den Stand der Ehe treten soll. Gerade erst zwanzig geworden, scheint meine Jugend vorbei. Verliebt, zu sehr geliebt, leichtsinnig gewesen, reingefallen – warum sollte es mir anders gehen als vielen meinesgleichen in dieser Zeit und in den Zeiten danach? Jetzt kommen Probleme auf mich zu, die ich zuvor nicht hatte, aber ich muss sie nicht allein tragen, kann sie mit meiner besseren Hälfte teilen. Aber werden sie dadurch kleiner? Das Leben mit all seinen Kümernissen, Belästigungen und Schwierigkeiten kommt mit ganzer Wucht auf mich zu. *Vater werden ist nicht schwer ...*, kommt mir der lapidare Spruch in den Sinn. Was für ein sinnreiches Dahingesage. Fast drei Jahre gearbeitet, umhergewandert und nichts erreicht. Völlig mittellos stehe ich da. Kaum was richtiges Anzuziehen, keine Wohnung, aber eine Frau an meiner Seite und bald ein Kind. Blut von meinem Blut, für das ich

an der Spitze der Gesellschaft eine Staatsführung stehen. Eine Staatsführung, die einem vorschreibt, was man zu tun oder zu lassen hat? Ich habe mich bislang um die Gesellschaft kaum gekümmert und die Gesellschaft nicht um mich. Das wird sich aber bald ändern. Endlich beenden sie die Fragelei und schicken mich hinaus. Die werden mich nicht nehmen, denke ich. Die Zeit scheint mir endlos, bevor sie mich hereinrufen. Und dann bin ich plötzlich aufgenommen. Voraussetzung ist, dass ich den Vorbereitungslehrgang an der Abendschule absolviere und anschließend ein dreijähriges Fernstudium für Unterstufenlehrer/Heimerzieher aufnehme. Aber in das

10 ERZIEHER IM SPEZIALHEIM

Der kleine Bahnhof am Rande des verschlafenen Dorfes ist wenig belebt. Nur ab und an reißt ihn der eintreffende Vorortzug aus seiner Abgeschlossenheit. Ringsum nur Feld, Wald und märkischer Sand. Vor mir liegt das Dorf Wahlskrug, etwa dreißig Kilometer von der Berlin-Metropole entfernt. Dreihundert Schritte trennen mich vom Dorfkern, in dessen Mitte sich stolz das Schloss erhebt. Es hat einmal einem Baron gehört, der es verlassen musste, noch bevor die Russen hier einzogen und ihn davonjagen konnten. Nun ist es zum Kinderheim umfunktioniert worden. Zunächst fanden Kriegswaisen dort Unterschlupf, dann machte man ein Spezialheim daraus. Die zerbombte und geteilte Stadt, die Nachkriegszeit sind auch heute noch ein guter Nährboden für gestrauchelte Kinder und Jugendliche.

Ab ins Heim lautet da die Order der *Jugendhilfe und Heimerziehung*, einer Institution der Abteilung Volksbildung, manchmal auch ohne Einwilligung der Eltern. Mit seinem roten Ziegeldach überragt das Prunkgebäude das kleine Dorf, nur die Fassade beginnt langsam zu bröckeln. Es liegt etwas abseits von den Scheunen und Stallungen des ehemaligen Gutes am Rande des großen Parks mit Springbrunnen und Steinstatuen.

An seiner Giebelseite spannt sich ein großer, steinerner Torbogen, abgeschirmt zur Straße hin, von hohen Lindenbäumen umgeben. Hinter den Stallungen lugen stattliche Pappeln hervor, und vorn gegenüber der Straße steht die kleine Kirche, die der überragenden Größe des Schlosses trotzt und sich nicht zu ducken scheint.

Der Park ist von imposanter Größe, etwas ungepflegt und durchzogen von einem Labyrinth schmaler Kieswege, die sich kreuzen und immer wieder zum Schloss zurückführen, wenn man auf ihnen entlanggeht. Mannshohe Hecken umzäunen den Park, die schon länger nicht mehr beschnitten wurden. Efeu bewuchert hohe Buchen- und Kiefern-bäume, die fast zu ersticken drohen. Den löchri-gen Maschendrahtzaun verschließen dichte Jasminbüsche, die ihre Zweige wie Fühler durch die Drahtlücken stecken und in ihrem dichten Gewirr der kleinen Vogelwelt wahre Tummelplätze bieten. Mitten im Park erheben sich edle Douglasien, steinalte Eichen, deren rissige Rinden, an einigen Stellen aufgeplatzt, wie adrige Blutbahnen sichtbar werden und vom urwüchsigen Leben dieser Baumriesen zeugen. Die Kieswege sind lange nicht mehr gejä-tet worden. Kreisförmige Rabatten sind fein geometrisch eingefügt, und alte verwitterte Holzbänke säumen die Seiten schwarz und unansehnlich, dass sich keiner draufsetzen mag. Ich stehe mit meiner abgewetzten Reisetasche vor dem Gebäude und bin beeindruckt. Zwei kopfbetuchte Küchenfrauen stecken ihre Häupter aus kochschwadenumnebelten Fenstern heraus und betrachten mich amüsiert.

»Wo wollen Sie denn hin, junger Mann? Sie haben sich wohl verirrt?«,

11 WIEDER IN THÜRINGEN

Das Thüringer Land hat mich wieder. Es scheint, als ob die Berge mich huldvoll empfangen wollten. Sie lächeln mir zu in erhabener Größe und Schönheit. Das Dorf liegt flimmernd in der Sommerhitze im vertrauten Tal. Über den Berg führt noch der gleiche Weg mit ausgewaschenen Spurrinnen, und die alte Stolperstraße hat noch die gleichen Löcher. Die grüne Pracht der alten Buchen und Eichen spendet kühlen Schatten und lädt zum Verweilen ein. Doch es zieht mich nach Hause zu Frau und Kind, zu den Eltern und Geschwistern.

Ein froher Empfang. Der Sohn scheint gut zu gedeihen von der Ziegenmilch, die ihm seine Großmutter einverleibt. Der Vater scheint noch kränker geworden. Seine Wangen sind eingefallen, er ist abgemagert. Mit tiefen Atemzügen versucht er, etwas mehr Luft zu schöpfen. Die Knochenarbeit des Uranbergbaus von Oberschlema scheint ihren Tribut zu fordern.

Urlaub und Ausspannen ist Fehlanzeige. Das Studium nebenbei fordert mir viel ab. Ich schlage mich herum mit der Pädagogik, Psychologie, Methodik, mit marxistisch-leninistischer Philosophie und dem dialektischen und historischen Materialismus. Um das Letztere zu verstehen und aufzunehmen, muss man es dialektisch betrachten.

Die Rede ist ja, ja und nein, nein. Unterm Strich müssen Sozialismus und Kommunismus herauskommen, die Überwindung des Kapitalismus als Ziel der internationalen Arbeiterklasse. Natürlich sei das kein Dogma, so betonen unsere Dozenten, sondern Anleitung zum Handeln. Also handeln wir schon im Studium und tragen bei zum Sieg der Arbeiterklasse über den Kapitalismus. Nur wissen wir noch nicht wie und worin unser Handeln besteht. Vorerst ist unser Handeln nur rein theoretischer Natur.

Unsere beiden Zimmer im Obergeschoss müssen renoviert werden und am Haus und im Garten ist einiges zu tun. Mit viel Mühe kann ich etwas Gips beschaffen, um die Löcher zu verputzen. An Tapeten ist nicht zu denken. Von einem Klassenkameraden, der Maler gelernt hat, borge ich mir einen Farbroller, fahre mit der Gummiwalze über die geweißten Wände. Recht und schlecht zeichnet sich ein blaues, an einigen Stellen helleres und an anderen wieder dunkleres Muster ab. Ob heller oder dunkler, es ist wenigstens ein Muster, das die Tapeten ersetzt und die Wohnung etwas freundlicher macht. Vor unserem Haus fließt der kleine Aubach wie eh und je, etwas kleiner zwar als der Fluss in der alten Heimat, aber sein Rauschen ist neue Heimatmelodie. Die gemauerten Brückenwälle sind ausgewaschen vom Hochwasser. In Gummistiefeln wate ich im Wasser umher und bessere die Löcher aus.

Wir legen das letzte Geld zusammen und kaufen uns ein Radio, hören die neuesten Nachrichten, erfahren, dass Bertold Brecht in Moskau den

internationalen Stalin-Friedenspreis erhalten hat. Abends sitzen wir vor dem Rundfunkgerät und lauschen den Hörspielen. Der Kleine schreit, er will nicht allein im Bettchen liegen. Seine Mutter hat ihn zu sehr verwöhnt.



Wir sind verheiratet, standesamtlich, aber das zählt nicht für meine christlichen Eltern. Für sie zählt nur eine kirchliche Trauung. Täglich liegen sie uns damit in den Ohren: Kirchliche Trauung, wie es sich für Christenmenschen geziemt. Das muss einfach sein, da wir ja unter ihrem Dach leben. So wie bisher sei das doch nur mehr oder weniger eine wilde und heidnische Ehe. Und unser Sohn kann bei dieser Gelegenheit gleich getauft werden. So wächst er doch als kleiner Heide auf. Herta, meine Schwester, die sich nach Drüben aufgemacht hatte, ist auch noch nicht kirchlich verheiratet. Das wäre doch gleich ein Abmachen. Briefe fliegen hin und her. Pfarrer Krieger wird eingeschaltet, doch meine Schwester will nicht in die Kirche gehen. Sie fürchtet,

nicht genügend beachtet zu werden, da sie der Kirche und dem Ort den Rücken gekehrt hatte. Ich gestehe, dass auch ich nicht gerade begeistert davon bin. Aber Pastor Krieger macht auch eine Haustrauung.

Die Schwester kommt zu Weihnachten mit ihrem Mann Josef. Der Haustrauung und der Taufe steht nichts mehr im Wege. Krieger baut einen kleinen Altar im Wohnzimmer auf. Er will die Zeremonie so haben wie in der Kirche. Er hat seinen Hitler-Schnurrbart abrasiert, macht einen viel glatteren Eindruck. Schließlich überredet er uns noch, das Heilige Abendmahl einzunehmen. Wir seien schon so lange weg aus seinem Kirchspiel, und er würde sich freuen, uns als seine Schäfchen wieder aufnehmen zu können. Wir sind froh, als die Prozedur zu Ende ist. *Was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht scheiden.* Eine kleine Feier schließt sich an. Die Eltern sind zufrieden. Nun sind wir auch vor Gott verbunden.

12 LEHRER UND FUNKTIONÄR IM SOZIALISTISCHEN ALLTAG

Der Tag des Abschieds von Bernsrode und von meinem Pionierleiter-Dasein kommt heran. Sechs Jahre habe ich mit den Kindern in diesem Dorf zugebracht. Nicht einen einzigen Tag davon möchte ich missen. Sie stehen im Karree um den Fahnenmast herum. Verabschiedung mit Tränen – das schönste Geschenk für mich. Der Freundschaftsratsvorsitzende drückt mir noch ein dickes Buch in die Hand: *Die Junge Garde* von Alexander Fadejew. Gute Wünsche für die Tätigkeit als Lehrer. Der Direktor sagt: »Sie haben sich ihre Sporen redlich verdient. Wir lassen Sie nicht gerne gehen.« Der Abschied fällt mir unsagbar schwer. Aber eine neue Aufgabe kommt auf mich zu, und ich habe mir vorgenommen sie gut zu erfüllen.

Die neue Schule in Hohenrode nimmt mich mit Freuden auf. Endlich ein ausgebildeter Sportlehrer. Das Fach Sport liegt schon lange im Argen. Jetzt könne es nur noch vorangehen. Aber die Bedingungen sind katastrophal. Keinerlei Anlagen für eine sportliche Betätigung, außer einem Fußballfeld neben der Schule. Die Schule besteht aus zwei Gebäuden, fast einen Kilometer voneinander getrennt.

Wenn die Lehrer wechseln, müssen sie ganz schön flitzen. Ich schaffe mir ein klappriges Rad an, bin so schneller zur Stelle. Am Nachmittag stehe ich mit den Kindern im NAW (Nationalen-Aufbau-Werk), baue eine Sprunggrube und eine Laufbahn. Im Winter benutzen wir den alten Gemeindesaal für das Turnen. Ringsum auf den Seitenpodesten ist Getreide der LPG gelagert. Oben durch das fehlende Stück Giebel stieben Wind und Schnee herein. Am Reck turnen wir mit Handschuhen. Und trotzdem ist keine einzige Unterrichtsstunde ausgefallen. An beiden Enden bringe ich zwei Basketballkörbe an. Weil der Saal zu klein ist, spielen wir im Winter Basketball. Ich kümmere mich um die Leichtathletik, baue eine Fußballmannschaft und zwei Handballmannschaften auf, bin kaum noch zu Hause.

Wir werden mehrfach Kreismeister bei den Mädchen, fahren vom Ferienlager Wilhelmsthal aus zu der Bezirksspartakiade nach Erfurt und nehmen am Basketball-Turnier teil. Dort erringen wir zwei Goldmedaillen. Als wir im Kreislager ankommen, werden wir verlacht. Der Kreisturnrat, der uns Sportlehrer stets gerügt hatte, dass wir nicht genügend Vorarbeit für die NVA leisteten, derselbe Kreisturnrat und heutige stellvertretende Vorsitzende des Kreissportbundes, der uns beim Westfernsehen der Übertragung des Länderspiels Schweden-Deutschland überaschte und uns dieses *Vergehen* übel nahm, weil vor allem der Schulrat anwesend war, verspottet uns: *Jetzt kommen die verdienten Basketballer des Volkes*. Danach erfährt er von unseren Erfolgen und spottet nicht mehr. Die Basketballmädchen, die sich gegen härteste Konkurrenz aus Gotha und Erfurt durchsetzen konnten, sind tief gekränkt, sie haben Tränen

in den Augen. Maßlos enttäuscht fahren wir ins Ferienlager zurück und dann nach Hause.

Parteitage und Fünfjahrespläne sind Meilensteine der Entwicklung im Sozialismus. Sie werden zur Sache aller gemacht. Für jeden ist der Parteitag das tägliche Brot. Und die Losungen sind im ›NEUEM DEUTSCHLAND‹ vorgeschrieben. So um die sechzig an der Zahl. Da gibt es Verpflichtungen für neue Arbeitsleistungen, Transparente, die auf dieses Ereignis hinweisen, umfangreiche Kampagnen in der Presse, in Betrieben von Industrie und Landwirtschaft, in Schulen und Verwaltungsapparaten. Der VI. Parteitag hat eingeschätzt, dass die sozialistischen Produktionsverhältnisse gesiegt hätten und die Grundlagen des Sozialismus im Wesentlichen errichtet worden seien. Damit seien die Ziele verwirklicht worden, für die die revolutionäre Arbeiterbewegung über ein Jahrhundert gekämpft habe. Natürlich sei der Aufbau des Sozialismus keinesfalls vollendet, vielmehr müsse eine Strategie zur weiteren Gestaltung der sozialistischen Gesellschaft ausgearbeitet und durchgesetzt werden. Dazu müssten alle Vorzüge und Triebkräfte des Sozialismus entsprechend den Bedürfnissen und Interessen des Volkes voll entwickelt und genutzt werden.

Vorzüge, Triebkräfte, welche sind das? Das gesellschaftliche Eigentum an den Produktionsmitteln, die von Ausbeutung und Unterdrückung befreite Arbeit, die führende Rolle durch die marxistisch-leninistische Partei, die Freundschaft zur Sowjetunion – alles *Vorzüge und Triebkräfte* im Interesse der Menschen, nur die Menschen verstehen sie noch nicht zu ihrem allgemeinen Vorteil zu nutzen. Durch den Parteitag werde sich das ändern. Die Partei zeigt den Weg auf und erklärt den umfassenden Aufbau des Sozialismus zur strategischen Aufgabe der SED im Parteiprogramm, dass die erstrangige Aufgabe der DDR darin bestehe, ihren Beitrag zur Festigung und Entwicklung des sozialistischen Weltsystems und zur Vertiefung der Freundschaft mit der Sowjetunion zu leisten.

Dieser Sprachjargon der Partei lässt den Leser schnell abschalten. Wer es nicht lesen muss, geht darüber hinweg und erfreut sich an Sportnachrichten. Ich überlege noch einmal, welches die Vorzüge und Triebkräfte sind, die für das Volk wirksam werden sollen: Sind die Genossenschaften, die Volkseigenen Betriebe in der Lage, das Volk ausreichend zu versorgen? Kann die sozialistische Nationalkultur - Musik, Literatur, Malerei, vor allem Kreativität entfalten, wenn zensiert und reglementiert wird?

Kann eine Partei führen, die nicht durch freie Wahlen legitimiert ist? Und welche Rolle kann eine verordnete Freundschaft spielen, wenn das Herz nicht dahintersteht? Ich kann keine schlüssige Antwort darauf finden und verfall in große Zweifel. Ich weiß nur, dass Abschottung des Staates und einseitige Ausrichtung auf eine Linie einer Weiterentwicklung niemals förderlich sein können.

13 DDR – AUFSTIEG UND FALL

Die alte Schule ist ein unhaltbarer Zustand. Ein Schulneubau mit Turnhalle ist dringend nötig. Endlich sind wir damit im Plan. Das geplante oberste Stockwerk wird dabei gestrichen. Nach der Wende und Neustrukturierung der Schulen wäre es ohnehin überflüssig gewesen. Ein Jahr wird der Direktor für den Neubau abgestellt. Wie ein Bauingenieur hat er den Fortschritt des Bauunternehmens zu überwachen und alles zu tun, dass er planmäßig abgeschlossen wird. Nach einem Jahr ist es tatsächlich so weit. Umzug, großer Pomp mit der Namensgebung. *Erich-Weinert-Oberschule soll der Name sein*, benannt nach dem Dichter und Präsidenten des NKfD (Nationalkomitee freies Deutschland). An der Front vor Stalingrad versuchte Weinert durch Propagandatätigkeit, die deutschen Soldaten zum Überlaufen zu bewegen und den sinnlosen Krieg zu beenden. Der Namensträger wird zu unserem Vorbild. Über dem Treppenaufgang zum Sekretariat prangt einer seiner Sprüche:

Schon hat der Menschheit neuer Tag begonnen, der Erdschätze ungeahnt verheißt, erfülle ihn mit neuem Schaffensgeist. Wenn ich das Sekretariat betrete, examiniere ich die Sekretärin, sage den ersten Teil des Spruches auf, und sie muss ihn vervollständigen. Damit ist die Kommunikation eingeleitet. Das Sekretariat ist Zentrum der Kommunikation. Dort ist das Telefon, dort kochen wir Kaffee, blättern in den Zeitungen und tauschen unsere Meinungen aus, erfahren die neuesten Witze und Tageslosungen. Z. B.: *Besser arm dran, als Arm ab.* Dort verabschieden wir uns nach einem unterrichtsreichen Sonnabend mit besten Wünschen für ein sozialistisches Wochenende: *Mar(k)x in den Knochen und Engels im Bett.*

Hilde, die Sekretärin, ist eine umgängliche und lustige Witwe. Ihre Zigarette geht fast nie aus. Ich versuche, ihr einen Mann zu beschaffen. In der Zeitung sucht Boleslaw, ein polnischer Bauer, eine deutsche Frau. Wir machen uns lustig über Boleslaw: *Suche Frau mit Traktor, Bild erwünscht, aber nur von Traktor.* Ein bisschen Spaß im tristen Schulalltag macht die Arbeit erträglicher.

In mühevoller Arbeit betonierten Eltern, Lehrer und Mitglieder der Patenbrigaden den neuen Schulhof, bevor der feierliche Einweihungsappell gestartet werden kann. Nun sollen aber die regelmäßigen Montagsappelle wegfallen. Sie sollen nicht zur Routine und allwöchentlichen Gewohnheit werden. Ein Fahnenappell muss Höhepunkt sein und würdig gestaltet werden. Kaum einer der Pioniere und FDJ-ler verhält sich entsprechend den Anweisungen und trägt das rote Halstuch oder das Blauhemd, ausgenommen die Pioniere der ersten und zweiten Klasse. Hunderte von Ordnungsstrichen verunzieren die Klassenbücher.

So treten die Schüler nur noch zu besonderen Höhepunkten im mit weißer Farbe aufgemalten Karree an. Jede Klasse hat ihren festen Platz. Vorn vor dem Treppenaufgang thronen die beiden Fahnenmasten – einer

gruppen, FDJ- und Pioniergruppen aus allen Schulen und Einheiten der Grenztruppen. Eine Großdemonstration ist anberaumt. Alles ist genau geplant – wer mit welchen Transparenten und Losungen aus welcher Seitenstraße auf den großen Platz zumarschieren soll. Die Transparente sollen wir in den Schulen selber anfertigen: *Weg mit den Cruise-Missiles und den Pershing-II Raketen. Weg mit dem NATO-Raketenbeschluss!*



Die Schüler der 9. Klasse sind mit der einseitigen Forderung nicht einverstanden. »Alle Raketen in West und Ost müssten weg«, sagen sie. »Na dann macht mal ein entsprechendes Plakat«, sage ich. »Aber ihr werdet nicht weit damit kommen. Noch bevor ihr aus der Seitenstraße heraus seid, wird es euch schon abgenommen. Ihr scheint aus *Schwertern zu Pflugscharen* nichts gelernt zu haben. Wir sind doch eben erst mit einem blauen Auge davongekommen.« Nach längerer Diskussion lassen die Schüler von ihrem Vorhaben ab. Es ist mir zutiefst zuwider, gegen meine eigene Überzeugung aufzutreten, aber was soll ich machen. Selbstzerstörerisch gegen mich und andere aufzutreten, ist mir nicht gegeben. Ich bin kein Held, kein Widerstandskämpfer. Mehr als einmal wurde mir bedeutet, dass ich gerade so am Rande des Abgrunds dahinbalanciere. Ich möchte nicht abstürzen, deshalb steht auf unserem Plakat:

Weg mit dem NATO-Raketenbeschluss!

Der Höhepunkt der Demonstration ist fast erreicht. Alle marschieren auf dem schönen Rasen auf. Eine Tribüne ist aufgebaut worden. Dort stehen die Politgrößen der zwei Eichsfeldgrenzkreise, daneben hohe

Er will wissen, wie es den LPGs ergangen sei. Ich erzähle ihm, was ich weiß. *No tak, lepie jak unas*, meint er. (Na ja, besser als bei uns).



Krzysztof Grabowski – jetziger Bauer auf dem Hof meines Großvaters. Er hat Ende der Neunziger alles neu gebaut unter schwierigsten Bedingungen: Wohnhaus, Stallungen und Scheune

Ich fahre zurück in die Stadt. Mein nächster Gang auf den deutschen evangelischen Friedhof. Das Grab meiner Großmutter ist nicht mehr. Es war direkt an der Friedhofsmauer, damals als alle überstürzt flüchten mussten, erzählte meine Mutter. Danach gab es keinen mehr, der sich darum kümmern konnte. Aber unter den deutschen Gräbern entdeckte ich das Familiengrab der Eltern meines Vaters. Blumen darauf von meinen Cousins, einige Minuten stillen Gedenkens.

Es treibt mich weiter auf den jüdischen Friedhof. Ich kann nicht anders. Das Schicksal dieser Menschen lässt mich auch nach so vielen Jahren nicht los. Der Jude Benjamin Yaari aus Holon bei Tel Aviv – seine Eltern hatten ein Fuhrgeschäft in der Warschauer Straße – kam in die Stadt seiner Väter und sah mit Erschrecken und Bedauern die Verwilderung auf dem jüdischen Friedhof. Und nicht nur in dieser Stadt. Die Zustände auf jüdischen Friedhöfen in Polen waren fast überall gleich. In einer Dokumentation beschrieb Yaari die jüdischen Friedhöfe und forderte ihren historischen Erhalt. Das war man vor allem den Opfern der Nazidiktatur schuldig. Um diesem desolaten Zustand in Tomaszów abzuhelfen, brachte er ihn zur Sprache auf einer allgemeinen Versammlung der Tomaszöwer Juden in Israel. Und so fassten die Israelis den Ent-

schluss, etwas dagegen zu tun. Sie entwarfen einen Plan der Renovation, der auch in der Jüdischen Gemeinde New York vorgestellt wurde und Zustimmung erfuhr.

15.000 Tomaschower Juden hatten in der Stadt maßloses Unrecht erlitten, wurden im Ghetto zusammengepfercht, fanden schließlich einen grausamen Tod in Treblinka, das durfte nicht im Vergessen untergehen. Die Versammlung sandte ein Schreiben an den Rat der Stadt und stellte darin ihren Plan vor. Mehr als vier Monate wartete die Kommission auf Antwort – vergebens.

Daher wandte sie sich an die Polnische Gesandtschaft in Tel Aviv, von der sie bald eine Antwort bekam. Einer der Punkte des Planes war, den Kirkut mit Wasser zu versehen, aber dafür erhielten sie eine Absage, weil im Finanzplan der Stadt dafür kein Geld vorgesehen war. Doch die Israeliten ließen nicht locker, sondern baten die katholische Pfarrgemeinde der Stadt um Hilfe, von dem daneben liegenden katholischen Friedhof Wasser zu bekommen. In Tomaszów angekommen, baten sie um Unterstützung der Stadtverwaltung, deren Stadtsekretär Dębiec sehr aufgeschlossen war, Material und einige Arbeitskräfte bereitstellte.

Diese schlossen die Lücken in der Begrenzungsmauer und hoben die Fundamente für das Mahnmal aus. *(Doch heute ist die Mauer zum Friedhof wieder aufgerissen, die Grabmale, wie schon berichtet zerstört. Auf der Friedhofswiese lungern Kinder und Jugendliche herum und spielen Fußball. In dem Wärterhäuschen wohnt eine polnische Familie mit Kindern in tiefstem Elend. Ihr Hund streunt auf dem Gelände herum)* Unterdessen beschafften Benjamin Yaari und sein Onkel Szlomo Birenszok, die diese Arbeiten leiteten, 90 Meter Rohr, das verlegt und an die Leitung auf dem katholischen Friedhof angeschlossen wurde. Bei all diesen Arbeiten fanden die beiden Initiatoren Hilfe und Unterstützung durch Frau Urszula Trocha, eine aufgeschlossene, überaus interessierte und freundliche Polin der Stadt, durch Frau Beate Kosmala, Historikerin und wissenschaftliche Mitarbei-



Am jüdischen Mahnmal

terin am Zentrum für Antisemitismusforschung in Berlin, die das bedeutende Buch *Juden und Deutsche im polnischen Haus* geschrieben hat, und Jerzy Wojniłowicz – Lehrer und Stadthistoriker. Auch Dr. I. B. Burnett, alias Ignacy Bierżinski, schon im Rollstuhl sitzend und aus dem fernen Australien gekommen, war bei den Arbeiten dabei. Er erstellte vor

allem das Grabmal für seine unter den Deutschen umgekommenen Eltern. Bald darauf erschien ein junger Mann Namens Michał Rzeźnik, der hebräisch und jiddisch lernte. Die Tomaszówer Presse wurde aufmerksam, was da auf dem jüdischen Friedhof geschah und berichtete darüber. Von der katholischen Kirche aufgerufen, fanden sich interessierte Helfer aus der Stadt ein. Es entstanden das Denkmal an der Friedhofsmauer, der Gedenkstein für die ermordeten 15.000 Juden in Treblinka und für die 21 auf dem Friedhof erschossenen Juden. Vor einigen Jahren entdeckte Roman Kijewski, ein Tomaszówer Arzt, auf seinem jüngst erworbenen Grundstück die ausgelegten jüdischen Grabsteine auf seinem Hof. Er informierte die Jüdische Gemeinde in Łódz. Jerzy Wojniłowicz, Benjamin Yaari und sein Onkel erfuhren davon. Sie retteten die Grabsteine und ließen sie an der Mauer aufstellen. Nach Frau Urszula Trocha gehörte das von dem polnischen Arzt erworbene Grundstück früher dem Judenmörder Georg Boettig. So erhielten die hingemordeten Juden meiner Stadt ein würdiges Denkmal. Was kann ich anderes tun, als ein paar Blumen niederzulegen.

Mit nachhaltigen Eindrücken der alten Heimat verabschiede ich mich und verspreche wiederzukommen. Ganz bestimmt komme wieder hier her. Ich bin von den Eindrücken fasziniert. Die Polen sind mir vertraut, meine Cousins nie fremd geworden. Es ist als ob ich einen alten Traum in der Wirklichkeit neu erlebe.

Und ich will es hier gleich berichten: Dieser Traum, meine Stadt in friedlicher Eintracht von Polen und Deutschen versammelt zu sehen, wurde Wirklichkeit. Herr Waldemar Schultz aus Kaarst und Stefan Balzer aus Dresden, in Verbindung mit dem polnischen evangelischen Pfarrer Roman Pawlas, haben es möglich gemacht. Sie haben einen Bus organisiert und die Feierlichkeiten mit gestaltet. Herr Schultz diente freundlicherweise auch als Dolmetscher. Ihnen ist es auch zu verdanken, dass wir uns jährlich unser Stadttreffen durchführen können.

Im ersten Kapitel dieses Buches schrieb ich: *Mit großem Stolz und Genugtuung nahmen sie ihre Kirche in Beschlag (die evangelischen Deutschen im Jahre 1902). Bis im Jahre 1944, am 1. Weihnachtstag, die Glocken für die noch vollständig versammelte evangelische Gemeinde zum letzten Mal erklangen. Danach wurde sie in alle Winde verstreut. Mögen die Glocken zum 100. Jubiläum im Jahre 2002 ebenfalls mit reinen hellen Ton erklingen und von Frieden und Versöhnung zwischen Polen und Deutschen künden.* Und noch etwas ist ausgesprochen wichtig, erwähnt zu werden: Als die Russen einmarschierten, haben polnische Soldaten die Kirche beschützt – die Russen wollten ihren Tross und ihre Pferde darin unterbringen.

Der Kreis schließt sich. Dieser Tag ist gekommen. Die kleine evangelische polnische Gemeinde hat über Jahrzehnte an ihrem evangelischen Glauben festgehalten. Die imposante Kirche ist nicht verfallen. In mühe-

voller Arbeit wurde sie auf Hochglanz gebracht und im Jahre 2005 noch einmal innen frisch gestrichen. Die noch lebenden Deutschen der ehemals großen Gemeinde wurden freundlichst eingeladen und empfangen. Sie kamen aus vielen Ländern der Erde: Vor allem aus Deutschland, aber auch aus England, Frankreich, Finnland, Holland, Ungarn, der USA und Kanada.

Hinzu die Vertretungen der Partnergemeinden aus Saarbrücken-Jägersfreude, Guben, der Partnergemeinde Nieuwegein, Vreeswijk (Holland), der Partnergemeinde Bystrzyca und Havirov-Sucha (Tschechien), der evangelischen Kirchengemeinde in Bonyhád (Ungarn), der Partnergemeinde Sainte-Marie-aux-Mines (Frankreich), der Partnergemeinde Svicie (Slowakai) und der Partnergemeinde Ähtäri (Finnland).

Sie alle waren der freundlichen Einladung der kleinen evangelischen polnischen Gemeinde dieser Stadt und ihres Pfarrers Roman Pawlas nachgekommen.



Ehemalige Deutsche Bewohner der Stadt vor der Erlöserkirche zum 100-jährigen Kirchenjubiläum im September 2002

Fünf unvergessliche Tage in Gemeinschaft im Glauben, vereint in Gottesdiensten, bei den wunderschönen Konzerten der Chöre, Musikgruppen und Solisten aus Tomaszów, der Gospelsänger aus Belchatów, des Gubener Posaunenchores und des exzellenten Orgelspiels von Frau Ewa Pawlas, der rührigen und vielseitigen Ehefrau des Pastors Roman Pawlas. Sie haben uns unvergessliche und herrliche Stunden in unserer alten Heimat beschert. In Anwesenheit der Stadträte, der ökumenischen

Vertreter beider großen Kirchen, des Bischofs Mieczław Cieślak und vielen anderen, erfuhren wir die Wertschätzung und Achtung dessen, was einst von den evangelischen Deutschen, unseren Vorfahren, begonnen wurde. Wir fuhren zurück mit der Gewissheit, zur Freundschaft und Versöhnung ein entscheidendes Stück beigetragen zu haben, für ein neues friedliches und vereintes Europa ohne Fremden- und Ausländerhass.

Und gleichzeitig hatte ich die Ehre, in meiner ehemaligen Oberschule, dem heutigen Lyzeum *J. Dąmbrowski*, über dieses Buch eine Lesung zu halten. Etwa 60 polnische Schüler, zweier Deutschklassen, lauschten meinem Vortrag. Halb in polnischer, halb in deutscher Sprache versuchte ich sie zu sensibilisieren, ihnen aufzuzeigen, was von beiden Seiten aus geschah und warum es geschah. Solch interessierte Zuhörer hatte ich selten. Viele Fragen waren zu beantworten. Sie möchten das Buch in polnischer Sprache übersetzt sehen. Schließlich stellten wir uns zu einem gemeinsamen Foto auf.



Der Autor mit polnischen Jugendlichen vor der ehemaligen deutschen Oberschule

Ein Foto vor dem Schulportal, durch das ich einst gegangen war. Mit der Einladung in der Tasche, zu dem 100-jährigen Jubiläum ihrer Schule im nächsten Jahr wiederzukommen, fahre ich nach Hause zurück. Was ich von dieser Reise mitnehme, ist nicht mit Gold aufzuwiegen: aufgeschlossene, bescheidene Menschen mit einem großen Herzen und der Sehnsucht nach einem reicheren Leben.

Sie haben verziehen, was ihnen die Umstände und der Krieg der Deutschen angetan. Und sie leben in banger Ungewissheit, vor einem